

Über Kaschuben. Ein Reader

Zur eigenen Verwendung zusammengestellt
von

Klaus-Dieter Kreplin

Stand: 31.5.2001

Teil:

VOLKSKUNDE

(Version, Stand 6.2001)

Ludewig Wilhelm Brüggemann/ Haken/ Backe: Von alter
Wendischdeutscher und ächter Wendischer Nachkommenschaft (1779)

(Gottlieb Leberecht) Lorek: Zur Charakteristik der Kassuben am Leba-
Strome (1820/21) (Mit Ergänzungen von F. Lorentz,
Hochzeitsbittersprüche bei den Slovinzen im Kreise Stolp, 1909, und
Eberhard Tietz: Hochzeitssitten in Retztow, 1928)

Hans Bernhard Meyer: Zauberabwehr im Weichselland (1973)

(Die Kaschuben – Zur Geschichte und Volkskunde) (1985)

Über 100000 Kaschuben

Kaschuben-Museum (Abb.)

Zu Hause. Von Aleksander Majkowski (Gedicht)

Weihnachtslied. Nach Ernst Seefried-Gulgowski

Kaschubisches Weihnachtslied. Von Werner Bergengruen

Kaschubische Rätsel (zweisprachig)

(Bendomir) Waldemar Bendomir: Landkreis Berent/Westpreussen in alten
und neuen Bildern (1981)

Lippusch (von Eva Büsen)

Sanddorf am Weitsee (Wdzidzen) und sein kaschubisches

Dorfmuseum

Zur Entstehung der „Kaschubischen Handarbeiten“

Norbert Maczulis: Die Kaschuben - Landschaft und Volkskunde (1997)

Jerzy Knyba: Die Volkskultur der Kaschuben (1997)

(Brüggemann)
**Von alter Wendischdeutscher
 und ächter Wendischer Nachkommenschaft****

Inhalt:

- Einige Bemerkungen über den Character der Pommern
 Von den alten Wendischdeutschen
 “Wesen”
 Plattdeutsche Pommersche Mundart
 Kleidung
 Haus und Hof
 Brot
 Heiratsbräuche
 Von der ächten Wendischen Nachkommenschaft
 Kleidung
 Heiratsbräuche
 Essen und Trinken
 “Wesen”

* in: Ludewig Wilhelm Brüggemann: Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preußischen Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern. Herausgegeben von Ludewig Wilhelm Brüggemann. Erster Theil, Stettin, 1779.

** Arabische Fußnoten entsprechend der Vorlage, numerische ergänzend.

Einige Bemerkungen über den Character der Pommern¹

Es haben zwar schon alte Schriftsteller das characteristische in der Denkungs- und Gemüthsart der Pommern zu bestimmen, oder das besondere, was sie von anderen großen Europäischen Völkerschaften nicht nur, sondern auch von den Einwohnern der übrigen deutschen Provinzen unterscheidet, ausfindig zu machen gesucht. Das Gemälde aber, welches sie uns davon hinterlassen haben, drückt so wenig die Züge unsrer Zeitgenossen aus, als die Abbildung des alten Roms das gegenwärtige vorstellet. Wenn die Vorfahren schlimme Seiten gehabt haben: so wäre es ein wahres Unglück für die Nachkommen, wenn man annehmen wollte, daß diese auf eine solche Erbschaft nicht Verzicht thun könnten.

Auch Pommern hat an der Verfeinerung der Sitten, welche dem gegenwärtigen Jahrhunderte mit Recht beygelegt werden kann, Antheil genommen. Nicht nur Religion, Weltweisheit und schöne Wissenschaften und der dadurch gebildete Geschmack, sondern auch die ganz neue Staatswirthschaft und die großen Veränderungen im Kriegswesen mußten nothwendig auf die Gemüther einen Einfluß haben, und darinn ganz andere herrschende Neigungen und Triebe hervorbringen. Die in Berlin und Stolpe errichteten Cadettenhäuser machen, daß der edele aber unbemittelte Pommer nicht mehr so roh als ehemals in den Krieg gehen darf, um noch roher aus demselben zurück zu kommen, und nach seiner Entlassung aus den Diensten in Friedenszeiten Kinder eben so fehlerhaft zu erziehen, als er erzogen worden war. Bey der starken Anzahl von stets unterhaltenen Kriegsvölkern wird auch der gemeinste Bauerstand mit den Stadtsitten bekannter. Und die Fremden, welche sich seit 50 Jahren in großer Menge als Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Handwerker und Ackersleute im Lande niedergelassen haben, sind vermuthlich auch unter dem hiesigen Himmelsstrich ihrem angebohrnen oder vielmehr dem durch ihre erste Erziehung in ihnen gepflanzten Character trey geblieben. Ohngeachtet aller dieser und andrer Schwierigkeiten bey der Characterisierung der Pommern, kann man doch mit Wahrheit behaupten, daß die allgemeinen Grundzüge in dem Bilde des Deutschen, auch in den Pommern vorzüglich sichtbar sind. Redlich und offenherzig, freumüthig und dreist, arbeitsam und geduldig, ernsthaft und gesetzt, bedacht- und langsam einen Entschluß zu fassen, fest, standhaft und anhaltend in der Ausführung desselben, klug ohne Hinterlist, kühn, unerschrocken und tapfer in Gefahren, ehrliebend ohne ehrgeitzig zu seyn, ein Feind aller Neuerungen, deren

¹ Fünftes Hauptstück, welches einige Bemerkungen über den Character der Pommern enthält. S. XXXV ff.

Unschädlichkeit wenigstens nicht auffallend ist: so ist die Seele des Pommern in einem nervigten aus starken Gliedmassen zusammengesetzten, dauerhaften und zur Arbeit abgehärteten Körper.

Bey so vielen guten Eigenschaften ist es nichts befremdendes, daß Pommern von je her große Männer hervorgebracht hat. Ohne Zweifel wird es allen Lesern, vorzüglich den Pommerschen Patrioten angenehm seyn, den Beweis hiervon aufs bündigste geführt zu sehen, und dieses soll durch folgendes von einem edlen und verehrungswürdigen Patrioten aufgesetztes Verzeichniß dererjenigen Pommern geschehen, welche seit hundert Jahren nur dem Staate im Kriege und Frieden in solchen erhabenen Würden, welche der Titel von Excellenz beygelegt ist, mit Ruhm gedienet haben.

...^a

²Man kann leicht denken, wie ungleich größer die Anzahl derjenigen gewesen, die zu eben der Zeit in den nächsten Ehrenposten sich um den Staat verdient gemacht haben; da noch vor wenigen Jahren aus dem einzigen Kleistschen Geschlechte auf einmahl mehr als 50 Officiere in dem Preußischen Heere gewesen sind. Daß sich auch die Pommern in allen Theilen der Gelehrsamkeit hervorgethan haben, beweisen außer manchen schon im vorigen Verzeichnisse vorgekommenen, vorzüglich die berühmten Namen (...); anderer und sonderlich derer jetzt noch in dieser Provinz selbst lebenden nicht zu gedenken.

Man kann also mit Grunde behaupten, daß die seit ohngefähr 600 Jahren hieher verpflanzte Deutsche in diesen Sitzen der Wenden nicht ausgeartet sind, sondern ihre väterliche Tugenden und Gemüthsart auch auf ihre Nachkommenschaft vererbet worden seyn. Es giebt aber noch Nachkömmlinge der alten Wenden, so wohl unter dem Adel, als auch unter den Landleuten. Von jenen wird wohl niemand sagen können, daß sie sich durch einen besonderen Character auszeichnen, und sie unterscheiden sich also nur in der Geschichte als Landeseingeborene vor den übrigen, die sich seit dem eingeführten Christenthume hieselbst niedergelassen haben. Was aber die Landleute anbetriift: so giebt es noch Gegenden, deren Einwohner für Wenden von unvermishtem Geblüte angesehen werden, und sich in ihrer Tracht, in ihrer Lebensart und in Gebräuchen, in ihrer Mund- und Gemüthsart von dem

^a Die meisten von dem edlen Verfasser dieses Verzeichnisses angeführte Personen sind im eigentlichen Verstande Pommern von Geburt. Einige sind zwar nicht in Pommern geboren, aber doch von demselben, entweder wegen der Lehnverbindung, oder weil sie mit Gütern in Pommern angesessen sind und das Indigenat erlangt haben, zu den Pommerschen Geschlechtern gerechnet worden.

² S.LXII ff.

ursprünglich-deutschen Landvolke unterscheiden. Ein Auszug aus den Nachrichten von ihnen, welche man zween gelehrten Männern zu verdanken hat, wird hier einen Platz verdienen.

(Von den alten Wendischdeutschen)

“Gleichwie zwischen der Divenow und Lupow noch Ueberbleibsel der alten Wendischdeutschen angetroffen werden: so ist die ächte Wendische Nachkommenschaft noch unter den Bauern und Landleuten zwischen der Lupow und Leba zu finden.

(“Wesen”)

Was die ersten³ anbetriift: so gebühret ihnen das Lob der Ehrlichkeit, indem man bey ihnen nur sehr selten Beyspiele von List und Betrüge finden wird. Sie drücken im Reden und ganzen Wesen gerade zu ihre natürliche Empfindungen aus, wissen aber doch solchen, welchen sie Ehrerbietung schuldig sind, als der Obrigkeit und ihren Predigern, selbige thätig und mit Worten an den Tag zu legen. Sie begegnen sich einander sehr liebeich. Ihr festes Händedrücker bey dem ankommen und weggehen, indem sie auch den kleinsten Kindern die Hand geben, ist ein Beweis davon. Sie sind zu Künsten und sogar zu Wissenschaften nicht ungeschickt, indem manche Bauernsöhne dieser Gegend Gelehrte geworden sind, und man unter ihnen viele antrift, die durch eigenes Nachdenken und Fleiß im Schiff- Häuser- und Mühlenbau, in der Uhrmacherkunst und dergleichen sich viele Geschicklichkeit erworben haben. Das weibliche Geschlecht leget sich auf Spinnen und Weben, so daß sie alles, was sie an Leinen, Wollen und halb wollen Zeug gebrauchen, sich selbst verfertigen, die Wolle auch selbst färben; das männliche pfleget zu stricken, wenn es mit der Feldarbeit nicht beschäftigt ist, und die Holzpantoffeln, welche sie im Hause und bey der Arbeit tragen, für sich und die ihrigen zu verfertigen. Zum Beweise ihrer Wirthschaftlichkeit dienet, daß Knechte und Mägde sich von ihrem Lohn zu erübrigen suchen, und letztere sonderlich sich Leinen und Betten erwerben, um damit einst eine eigene Wirthschaft anzufangen. Knechte und Mägde heirathen, so bald als sie sich etwas erworben haben; und da solchergestalt unbeweibte Knechte sehr selten sind: so ist diese eine von dem vornehmlichsten Ursachen, woher diese Gegenden so volkreich sind. Von Dieberey höret man selten, und wenn dergleichen verfällt: so betriift es das Obst und Holz, weil sie die Meinung hegen, es sey nicht sündlich, was aus dem harten Holze wachse, zu nehmen, wo man es finde. Gewöhnlich leben sie

³ (Kp.: d.i. die Wendischdeutschen - im Gegensatz zu der "ächtten Wendischen Nachkommenschaft)

mäßig und nüchtern, wenn sie bey feyerlichen Gelagen es für erlaubt halten, die Mäßigkeit zu überschreiten: so werden doch Schlägereyen sorgfältig vermieden. Gastfreyheit und Dienstfertigkeit kann man im Ganzen ihnen nachrühmen, und Reisende, in Brüche gerathene und im Schnee verirrte, können, so bald als ihr Rufen, es sey bey Tage oder zur Nachtzeit gehöret wird, sich die willigste Hylfsleistung versprechen. Bettler bekommen in diesen Gegenden reichlicher Almosen als sonst, und daher ziehet sich eine Menge derselben von anderen Orten dahin.

(Plattdeutsche Pommersche Mundart)

(...) "

⁴Ein mehreres von der wendisch-deutschen Sprache der Einwohner dieser Gegend hat der gelehrte Herr Präpositus Haken in einem besonderen Werke mit dem mühsamsten Fleisse gesammelt, und es wäre zu wünschen, daß solches einen Verleger finden möchte. Die Erkenntlichkeit erfordert das Geständniß, daß vorstehende Proben daraus entnommen sind.

(Kleidung)

⁵In der Kleidung haben sie vor den übrigen Pommerschen Bauern viel Besonderes. Die schwarze Farbe ist bey ihnen durchgehends vorzüglich beliebt. Die Mannspersonen tragen, wenn es kalt ist, in der Kirche, bey Feyerlichkeiten und auf der Reise, einen schwarzgrauen mit rothem Frieß oder Boy gefutterten Rock von Tuch ohne Taschen, Falten und Knöpfe, an deren Statt sie Hacken und Oesen gebrauchen. Die Camisöler, darinn sie gewöhnlich einhergehen, sind von einer Art Zwillich von leinernem Aufzuge und wollenen Einschlage gemacht, und wird dazu die schwarze Schafwolle, wie sie von Natur ist gebraucht. Diejenigen, welche sie zum Staat anziehen, lassen sie braun färben, welches sie Muß- das ist, Moßfarbe nennen. Diese sind mit grünem Bande eingefaßt, und schließen sich dicht an die Hand, so daß sie vor dem Rocke hervorragen, und diese Aermel sind an den Seiten wohl mit 8 Knöpfen zugeknöpft. Unter diesen haben sie noch Brusttücher von bunten Kallmank, mit welchen sie vorzüglich prangen. Im Winter und auf Reisen tragen sie Stiefeln, im Sommer mit ledernen Riemen zugebundene Schuhe, zu Hause aber und bey der Arbeit, Holzpantoffeln. Die Beinkleider von Leder oder Zwillich haben an den Taschen viele Knöpfe, und sind an den Knien mit bunten Bändern, welche die Mädchens zu weben und zu verschenken pflegen, zugebunden. Ihre Hüte sind steif

⁴ S.LXV

⁵ (Kp: Bei diesem folgenden Text des Predigers Backe ist nicht klar, ob bzw. inwieweit er spezielle characteristic der Wendischdeutschen gegenüber den Einwanderern kennzeichnen soll)

und rund ohne Ecken aufgestutzt mit einem schwarzen seidenen Bande umgeben, zur Winterzeit tragen sie insgesamt rauhe Mützen. Das weibliche Geschlecht gehet öffentlich nicht anders als schwarz gekleidet. Ihre Jopen sind von schwarzen sehr glänzend gepreßten Zigeth am Halse und auf den Schultern mit schwarzen Borten eingefaßt. Die Aermel gehen dicht auf die Hand, sind oben an der Schulter fest in der Dicke einer Hand mit Wolle ausgestopft, welche Ausstopfung aber allmählig gegen die Hand zu abnimmt, so daß der Aermel die Form eines Pistolenhalters zu haben scheint. Ihre Oberröcke sind gleichfalls schwarz, die Schürzen von schwarzen, oder grünen und blauen Rasch, und die kurzen Röcke darunter von eben dem braunen Zeuge, woraus die Camisöler der Mannsleute verfertigt sind. Alle tragen rothe Strümpfe und gemeinlich Pantoffeln, wenn sie in die Kirche gehen. Ihre Haare sind dreystrehlich geflochten, wozu sie etliche Bind grün oder baumwollen Garn nehmen, ohne daß dieses zu sehen ist. Die Flechte wird hinten am Ende in der Rocks-Einfassung befestiget. Blonde oder goldgelbe Haare machen eine große Schönheit aus. Unverheirathete gehen, wenn sie geputzt seyn wollen, mit blossem Kopfe, um welchen ein oder auch wohl mehrere schwarzseidene, an beiden Enden mit einem Blümchen von ihrere Hand gestickte Bänder gehen, deren Enden hinten an der Flechte herunterhängen. Dazu haben sie noch eine schwarz samtene, mit schwarzen Borten besetzte und etwas ausgestopfte Binde oder Stichel um den Kopf, die inwendig mit rothem Frieß gefuttert ist. Dergleichen aber dürfen nur Jungfern tragen, nicht aber geschwächte. Die Schnürleiber sind gewöhnlich von bunten oder auch schwarzen Zeuge, vorn mit Frieß ausgeschlagen und heissen Joseepe, stehen auch, wie die Jopen, vorn offen. Vor der Brust tragen sie einen steifen Latz von Pappe, der nach ihrem Vermögen, mit schwarzem Sammet, bunten seidenen Flickern und auch wohl mit Tressen besetzt, zuweilen nur mit blanken Papier Papier überzogen ist. Die Hemden bedecken ganz die Brust und und schließen dicht am Hals. Um die Unterhemden, welche ohne Aermel sind, binden sie ein schwarz oder bunt seiden Tuch. Ueber diese ziehen sie Oberhemden mit Aermeln von etwas feinerer Leinwand, die nur bis an den Leib gehen, und mit einem breiten Kragen versehen sind, der über den Halstuch in die Höhe stehet und zum Staat sehr blau gestärkt seyn muß.

(Haus und Hof)

Die Bauart ist nach der Landwirthschaft bequem eingerichtet. Der Hof ist von den Wirthschaftsgebäuden ganz eingeschloßen, und man fährt durch das Thorzimmer auf denselben, wo auf der einen Seite die Scheunen, auf der anderen die Stallungen sind, über deren einem oder etlichen der Kornboden sich befindet, und aus diesen kann man unter einem hervorragenden Dache auf einem Pflaster nach dem Hause zu

gehen. Ins Haus führet ein großes Thor, weil sie einen Theil ihres Heues oder Erbsen über dem Flur verwahren. Auf einer Seite des Flurs ist das Torfmagazin, die Hille und Flocke für die Hühner, weiter hin die Thür in den Kohlhof, und darauf in einer Reihe die Betten in der Achterluft, oder Achterheerd, die durch ein Fenster erleuchtet wird, und wo die große hohe Kiste der Hausfrau stehet, imgleichen der Eingang in den Keller. Gemeiniglich ist für Wirth und Wirthin ein Bette, welche aber im Winter und wenn sie kleine Kinder haben, in der Stube, oder Nadup schlafen, darauf ein oder zwey Gastbetten, und dann die Betten für das Gesinde und die größern Kinder. Zu diesen Betten müssen sie auf ihren großen Kümnen oder Kästen hinaufsteigen; und weil sie so nahe an der Decke sind, hineinkriechen, und kann sich niemand darinn aufrichten, ohne mit dem Kopfe anzustossen. Gegen den Hauseingang über ist der Feuerheerd unter einem Schwibbogen, und daran stößt die ordentliche Wohnstube. Auf der andern Seite ist noch eine Stube nebst den nöthigen Vorratskammern, auch meistentheils noch ein Ausgang.

(Brot)

Ihr aus Gerst und schwarzen Erbsen oder auch Feldbohnen gebackenes Brodt, wozu nur ein kleiner Theil von Roggenmehl kömmt, wird auf der einen Seite des Feuerheerdes in der Höhe auf einer Broderrage aufbewahret, woselbst es im Winter nicht leicht frieret. Es ist gut für einen starken Arbeiter, aber für einen zärtlichen Geschmack macht der Torfgeruch und der strenge Erbsengeschmack es sehr unangenehm; sonderlich wenn bei Mißwachs es aus lauter Gerstenmehl und Erbsen oder Wicken verfertigt wird, da es wohl bey den stärksten einen Eckel wirkt, welchen sie den Brodt-Koag nennen, d.i. eine langsame Krankheit.

(Heiratsbräuche)

Unter ihren Gebräuchen zeichnen sich sonderlich diejenigen aus, welche bey ihren Verheyrathungen vorkommen. Diese treffen sie nicht sowohl nach ihren Neigungen, als vielmehr nach dem Willen ihrer Aeltern und nächsten Anverwandten. Dennoch ist Zank und Unverträglichkeit in den Ehen selten Wenn ja eine Frau von ihrem Manne geschlagen wird, so geschiehet es heimlich, und die Frau sucht es auch zu verheimlichen, wenn es aber dennoch auskommen sollte, ihren Mann damit zu entschuldigen, daß en unslagen Wyf auß en unsolten Kohl sey. Wenn nach Absterben des einen Gatten, der andre wieder heyrathen will; so kommt es dabey wieder auf das Gutachten der erwachsenen Kinder um so mehr an, da den Alten bey Übergabe des Hofes an die Kinder ein ansehnliches Altenbrodt ausgemacht wird, oder ihnen gewisse Jahre gesetzt werden, die sie noch wirthschaften sollen. Gemeiniglich wird die Braut aus der Verwandtschaft erwählt. Kann eine Bütschaft oder Bütwaare,

das ist, ein Tausch, getroffen werden, wenn 2 Söhne oder ein Sohn und eine Tochter in der anderen Familie sich befinden, so ist diese vorzüglich. Der älteste Sohn bleibt im väterlichen Hause, und der andere geht in den Hof seiner Schwiegerältern über. Wegen der Mitgabe wird sehr gehandeltr; indem ein Theil von seinen Forderungen abläßt, und der andere zu seinen anfänglichen Anerbietungen zulegt, es mag eine Kuh oder Kalb, oder Füllen und Geld seyn. Bey wohlhabenden bestehet die Mitgabe in 4 Pferden, 4 Kühen und einigen hundert Thalern an Gelde außer Leinen und Betten. Zween Tage vor der Hochzeit werden 2 auf ihrer Art wohl geputzte am Hut und auf der Brust mit blanken Sträußern gezierte Knechte auf den besten mit blanken Zäumen vesehenen Pferden ausgesendet. In einigen Oertern, als in der Gegend von Cöslin, haben sie einen Spieß, oder ordentliches Esponon in der Hand, an welchem rothe Bänder hängen, und oben bey dem Eisen ein Strauß von Flittern. Diese reiten auf den Flur und wohl gar in die Stube der einzuladenden, und fangen alsdann einen lauten Spruch in Versen an, welcher das Brautlied heißt. Die Hochzeiten werden gemeiniglich im Herbst gehalten, am Dienstage oder Donnerstage angefangen, und einige Tage hinter einander in der Braut und des Bräutigams Hause fortgesetzt. Holet der Bräutigam sich eine Braut in seinen väterlichen Hof: so ist der Anfang der Hochzeit, die Trauung und das Brautbette bey der Braut der Aeltern; gehet er aber in den Hof über: so muß die Braut, zumahl wenn sie eine Wittwe ist, zum Bräutigam kommen. Den Tag nach der Trauung ziehen sie mit ihren Kasten und Betten in den Hof, den sie bewohnen sollen, unter der Begleitung der jungen Leute zu Pferde und vieler Mädchens, sonderlich aus der Verwandtschaft, welche alle bis auf den folgenden Tag daselbst bewirtet werden, alsdann aber ins erste Hochzeitshaus zurückkehren, wo unterdessen die Alten geblieben sind, und in dem Genusse ihrer Ergötzlichkeiten noch einige Tage fortfahren. Zur Trauung fährt die Braut mit ihren Gespielinnen auf einem großen mit 4 Pferden bespannten Wagen, und vorn an sitzen Musikanten mit Piepsack und Violinen. Der Bräutigam kömmt mit seiner Gesellschaft von Verwandten und allen Knechten des Dorfs auf dem besten Pferden mit blanken Zäumen geritten. Die Kleidung der Braut ist schwarz, bey wohlhabenden von Seide, und so auch die Schürze, über welchen sie an einigen Ortern noch eine weiße von Nesseltuch oder Leinewand hat. Um den Leib trägt sie einen ledernen Brautgürtel, der mit silbernen verguldeten Buckeln fast eines Theeköpfchens groß, dicht aneinander besetzt, und vorn mit einer silbernen Kette zusammengeheftet ist. Das Schnürleib ist gleichfalls mit einer silbernen Kette zugeschnüret. Auf dem Kopfe trägt sie eine Krone fast wie eine Grenadiermütze hoch, die ein Flitter-Peil heißt. Der unterste Theil derselben ist von verguldetem Silber in der Dicke eines Messerrückens, eine Hand breit; darüber sind einige Bügel, welche die Höhe und Haltung ausmachen. Rund herum hängt eine große Menge silberner Flittern, die theils rund,

theils oval, theils dreyeckicht und in beständiger Bewegung sind. Ueber die Schultern hat sie einen Mantel von schwarzem feinem Tuch, der vorn inwendig und auswendig 3 bis 4 Finger breit mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, und in lauter kleine Falten geleet ist. Er wird ein Heuken genennet, und gehet über die Waden herunter. Statt des Kragens ist oben eine starke Pappe über ½ Elle lang und eine Hand breit gefestiget, mit schwarzem Sammet überzogen, und mit seidnen Borten besetzt, welcher im Nacken über den Schultern wegsteht. Es sind Bänder daran, um ihn um die Schultern zu binden, und vorn an dem sammetnen Ausschlage können sie die Hände durchstecken, zu welchem Ende auf jeder Seite inwendig etwas schwarzes Zeug angenähet ist. So wohl der Flitterpeil, als der Brautgürtel und der Heuken sind als Inventariestücke wohlhabenden Familien eigen, und werden bey allen darinn vorkommenden Fällen gebraucht. In einigen Gegenden wird statt des Flitterpeils der Braut eine Krone von Knistergold und vielen herumhängen Flittern aufgesetzt. Um den Hals hat die Braut einen großen blau gestärkten Kragen, der rund um den Kopf ziemlich in die Höhe steht. Beym Zurückkehren von der Trauung in der Kirche, finden sie das Hochzeithaus zugemacht. Nach der Eröffnung desselben kömmt jemand mit einem ganzen Brodte und einem Krüge Bier heraus. Die Braut muß zuerst aus dem Brodte ein Stück herausbeissen, darauf der Bräutigam, und denn die übrigen nach der Reihe. Das ausgebissene Stückchen Brodt wird nicht gegessen, sondern von den Brautleuten aufgehoben. Im Treptowschen fährt die Braut aufs Flur, wo sie, nachdem sie abgestiegen, von der Köchin an den Heerd geführt, und ihr von jedem Gerichte aus Töpfen und Kesseln etwas zu kosten gegeben wird. Hierauf geht der Bräutigam mit den Mannspersonen in die Stube zum Essen, und die Braut setzt sich mit ihrer weiblichen Gesellschaft auf dem Flur zu Tische. Vor ihr so wohl als auch vor dem Bräutigam steht ein hölzerner Leuchter mit 3 Armen, worauf 3 Lichte brennen, die nicht geputzt oder ausgelöscht werden, sondern von selbst ausgehen müssen. Die übrig gebliebenen Enden werden aufgehoben. Nach der Mahlzeit wird getanzt. Der erste Tanz ist allemahl der lange Reihen, da der Brautdiener an den weißen Schnupftuch faßt, den die Braut in der Hand hat, alle übrigen Mädchens sich einander an der Hand fassen, und so auf dem Flur nach ihrer Art künstlich mit vielen Wendungen und Schwenkungen tanzen, wobey sie oft unter dem Tuch, den die Braut und der Brautdiener halten, durchgehen. Dieser muß sich dabey in Acht nehmen, daß sie ihn nicht umringen, sonst muß er eine Strafe erlegen. Nach Endigung des langen Reihens führt der Brautdiener alle in die Stube, die Braut dem Bräutigam und jedem der anderen junge Leute ein Mädchen mit den Worten zu: ich habe deiner gedacht, und dir ein schmuck jung Mädchen gebracht; verschmadest du meine Hand, so wirst du ihre nicht verschmaden. Diese ist hernach eines jeden vornehmste Tänzerin, mit welcher er allemal den Tanz eröffnen muß, ehe er sich an eine andre wenden darf. Am

andern Tage der Hochzeit ist die junge Frau noch als Braut in ihrem vorerwählten Staat, am folgenden aber setzt sie Haube und Mütze auf, fährt mit den Frauen zur Kirche, und wird nach Absingung eines Liedes und nachdem sie geopfert hat, von dem Prediger mit einem Gebete eingesegnet. Diese Cerimonie geschieht auch in dem Hause auf dem Flur, in dessen Mitte ein gedeckter Tisch mit einem Lichte darauf gestellt wird. Die Männer gehen nicht mit in die Kirche, im Hause aber wohnen sie dem Gesange und Gebete zugleich mit dem weiblichen Geschlechte bey.”^b

(Von der ächten Wendischen Nachkommenschaft)

“Unter den Nachkommen der alten Wenden in Pommern oder Cassuben kann man eine dreyfache Abtheilung machen. Diejenigen, welche gegen Mittag an der Seite der Westpreußen wohnen, sind an Sitten und Sprache die mildesten, am Strande sind sie schon rauher, und haben einen von jenen sehr unterschiedenen Dialekt, indem sie sich sonderlich der Partikel istka bedienen, und daher scherzweise die istker heißen, zwischen beiden aber, in der Mitte gegen die Leba zu bis ins Lauenburgische hinein, ist der eigentliche und ächte Kern der alten Wenden. Folgende Beschreibung betrifft zunächst die letztern, vieles aber davon passet sich auch auf die zwote Klasse. Sie führen den Namen der Kabatken von dem Cassubischen Worte Kabat, welches andre Kawart aussprechen, und ein kurzes Wams bedeutet.

(Kleidung)

In der That ist in ihrer Kleidung etwas besonderes. Alte und junge bis zu den kleinsten Kindern sind auf die gleiche Wesie gekleidet, und ihre Tracht ist in den ältesten Zeiten nicht anders gewesen, als sie jetzt ist. Das männliche Geschlecht trägt des Sommers weiße von wollen und leinen Garn gewebte grobe Röcke, ohne Knöpfe, mit Hefen, und so kurz, daß sie nur eben über die Lenden reichen. Darunter hat es Camisöler von weißer Leinewand, zuweilen auch gestreifte. Die Hosen sind sehr weit von schwarzer grober Leinewand, die Strümpfe weiß, aber allezeit von Wolle, und diejenigen, die sie im Sommer tragen, gehen nur bis an die Knöchel, weil sie alsdann barfuß gehen. Die Schuhe, die sie selten tragen, binden sie mit Riemen oder Schnüren, und die eines Daumens dicken Solen derselben sind, so wie die Absätze am Rande umher mit eisernen Nägeln beschlagen. Den Hut stutzen sie nicht, sondern lassen die kurze Krämpe in einem kurzen Zirkel um den Kopf herum stehen, und die mehresten haben eine farbige Schnur darum gebunden. Im Winter ziehen sie über erwähnte Kleidungsstücke noch einen schwarzen mit rothem Boy gefütterten Rock,

^b Diese Nachrichten sind von dem Herrn Prediger Backe zu Fritzwow mitgetheilet worden.

und darüber einen Schafspelz, dessen rauhe Seite inwendig gekehret ist. Die Verfertigung desselben kostet wenig Kunst; denn sie nähen nur 2 Schaffelle so zusammen, daß sie an der Seite offen bleiben, und oben lassen sie ein Loch, um den Kopf durchzustecken. Ihre Handschuhe sind von weißer Wolle mit Fingern, oben mit Frangen, und werden zu allen Jahreszeiten zum Staat getragen. Sonst haben sie auch Fausthandschuhe ohne Finger, inwendig dick mit Wolle gefuttert, bis auf die Hälfte weiß, da das übrige mit bunter Wolle gestrickt ist: welche, weil sie auf Reisen gute Dienste thun, weit und breit unter dem Namen der cassubischen verkauft werden. Der Cassube kann seinen ganzen Anzug für 3 Rthlr. anschaffen. Die Sommerkleidung des weiblichen Geschlechts besteht aus einem Camisol von schwarzer grober Leinwand, welche sie selbst weben und färben. Die Aermel reichen bis an die Hände, das Camisol selbst aber bis an die Hüften, wo der Rock anfängt. Dieser ist von demselben Zeuge und von gleicher Farbe, ziemlich enge, doch in kleine gleiche Falten gelegt, welche über der Linte hervorstehen, und unten geht rund um ihn herum ein schwarzer tuchener Streif eine halbe Viertel-Elle breit, mit welchem er nur knapp über die Knie gehet, und kaum die Waden berührt. Das Hemd hat am Halse eine schmale Linte, an welcher es sehr kraus eingefaltet ist, und darüber tragen sie ein schwarzes Schnürleib, das nicht allein auf der Brust, sondern auch auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern tief ausgerundet ist. Ziehen sie nun ihr kaum den Rock berührendes Camisol darüber: so suchen sie diese beiden Kleidungsstücke dadurch zu vereinigen, daß sie eine lange schwarze oder dunkelblaue Tuchecke etliche mahl um die aufstehenden Rockfalten und das unterste Ende des Camisols herum winden. Weil sie im Sommer ohne Camisol in den an den Schultern mit ausgenähten Zierrathen versehenen Hemdsärmeln mit der Schnürbrust gehen: so pflegen sie solches auf allen Näthen mit schwarzen wollenen Schnüren zu besetzen, und sonderlich auf einen aus vielen bunten Flickern zusammengenähten steifen Brustlatz bedacht zu seyn. Um den Hals tragen sie nie ein Tuch, es müste denn eine große Kälte seyn. Strümpfe und Schürzen sind weiß, und ihre Schuhe, wie Mannsschuhe mit breiten Absätzen werden zugebunden. Die Jungfern kämmen ihre Haare ganz glatt nach hinten, und binden sie mit einem langen schmalen Riemen fest im Genicke zusammen, flechten hienächst daraus zween Haarzöpfe, und wickeln diese von der Seite einigemahl um den Kopf herum, damit das Haubenwerk eine Haltung habe. Nun folgt ein Streif himmelblau gefärbtes Papier eine halbe Elle breit, welches sie um die Flechten herumlegen und im Genicke zusammen stecken, daß die Platte des Haares bloß bleibt. Dies Papier soll nur eine Steife der rechten Binde geben, welche von schwarzem Rasch ist, und deren unterste Ecken inwendig mit rothem Tuch gefuttert sind. Wenn sie solche über das Papier legen: so werden die Ecken in die Höhe gebogen, daß man das rothe sehen kann, und die Befestigung der Binde geschieht mit

Heften. So bald als eine ihren Jungfernstand ehelich oder unehelich verändert hat: so nehmen ihr die Weiber die schwarze Binde ab, und streifen über das Papier eine weiße, die wie eine Mütze gemacht ist, sich aber auf die Binde passen muß, und in der Mitte zur Bedeckung des Haares einen runden Boden hat. Alsdann kann sie ihre schwarze Binde wieder darüber hacken.

(Heiratsbräuche)

Ihre Verlobungsbräuche sind unbekannt: denn die Cassuben halten alles, was sie nicht schlechterdings offenbar thun müssen, äußerst heimlich. Die Hochzeiten werden alle, außer dem höchsten Nothfall, in der Woche nach Michaelis gehalten. So bald das Aufgeboth bestellt ist, kömmt die Braut in ihrem Staat nach der Kirche, indem sie statt des schwarzen, jetzt einen blauen Tuchrock trägt, um welchen unten eine ausgezackte schwarze Tuchsteife gesetzt ist, und ihre schwarze Kopfbinde mit viereckigten gravirten meßingenen Blechstücken geziert ist. Um die Stirn und den Kopf trägt sie einen Kranz von Lipstock, Ligustrum, Raute, Wintergrün, Sellerie, Buntgräß, mit Goldschaum und Flittern ausstaffirt. In diesem Aufzuge muß die Braut 3 Wochen hindurch, nämlich von der Bestellung des Aufgebotts bis zur Trauung, jederzeit öffentlich erscheinen; und in dieser Zeit allein darf sie eine grüne Schürze tragen, da es sonst eine weiße seyn muste. In der Hochzeitswoche kommen alle Brautleute auf einem Tage bey dem Prediger zusammen, um den Katechismus aufzusagen. Nach dieser Prüfung werden sie zu einem ferneren chrsitlichen Lebenswandel ermahnet, wofür der Prediger von jeder Braut mit einem Paar bunter cassubischer Handschuhe beschenkt wird. Der Bräutigam braucht zu seinem Unterscheidungszeichen nichts mehr, als ein grünes oder blaues Band um den Hut. An dem Hochzeitstage versammeln sich sämtliche Brautpare mit ihren erbetenen Gästen gegen Mittag in dem Kirchdorfe, wozu sie gehören, und bis sie alle versammelt sind, wird einmal herum getrunken; wobey sich eine Instrumentalmusik hören läßt. Hierauf gehen sie in die Kirche. Der Prediger tritt vor dem Altar, der Küster muß singen, und die Brautpaare gehen nach dem Range des Aufgebotts mit ihrer Begleitung, voran die Junggesellen und hernach die Mädchens in einer langen Proceßion um den Altar, um zu opfern, und setzen sich in den Bänken nieder. Nach dem Umgange hält der Prediger eine kurze Trauungsrede, und verrichtet die Trauung selbst nach der Agende, wozu er die Brautpaare nach oben gemeldeter Ordnung eins nach dem andern namentlich ans Altar ruft. In einigen Kirchspielen wird sowohl der Bräutigam, als die Braut von 2 Weibern, die weiße bis an die Knie herunterhängende Lacken um den Kopf geschölagten haben, zur Trauung geführt. Die Hochzeitsgerichte, wozu alle Gäste beytragen müssen, sind nicht kostbar; der Tanz nach der Malzeit ist desto frölicher. Das angeführte weiße Lacken macht auch die

ganze Trauer der Weiber bey Sterbefällen aus, ohnerachtet sie sich desselben nicht weniger bey Kirchgängen und der Kommunion bedienen.

(Essen und Trinken)

Die Cassubische Nation ist sehr wirthschaftlich. Zu ihrem Brodte nehmen sie Roggen, Gersten, Buchweizen, Hafer, Erbsen, so wie jedes gedroschen ist, samt der Spreu, und nachdem es nur grob gemalen worden. Selbst nach der besten Aerndte bedienet man sich desselben, obgleich Cassuben für die Speisekammer von Hinterpommern gehalten wird, und höchstens tun sie sich jährlich 4 Wochen lang mit einer bessern Art Brodt etwas zu gute. Ihr gewöhnlicher Haustrank ist Milch und Wasser, und dabey sind sie starke, gesunde Leute, die ein hohes Alter erreichen, und vorzüglich schöne, weiße und wie Elfenbein polirte Zähne haben.

(“Wesen”)

Die äußern Komplimente eines Cassuben sind polnisch. Er giebt niemand die Hand, sondern wenn er jemand eine Ehrerbietung erweisen will: so faßt er ihn mit der rechten Hand ans linke Knie.”^c

^c Ausz. aus den Nachrichten des Herrn Präpositus Haken.

Zur Charakteristik der Kassuben am Leba-Strome

(Von Herrn Prediger Lorek zu Zezenow)

(Mit einer Abbildung kassubischer Volkstrachten)

Vorwort^d

(vom Herausgeber J.C.L. Haken)

(Gottlieb Leberecht) Lorek:

Zur Charakteristik der Kassuben am Leba-Strome^{* **}

Inhalt:

Zur Charakteristik der Kassuben am Leba-Strome^a

Vorwort (vom Herausgeber J.C.L. Haken)

(Kleidung)

(Sprache, Name und Gemüthsart)

(Eigenschaften und Kultur)

(Gewohnheiten und Gebräuche)

Extra-Kassubischer Aberglaube^b

(Ergänzungen:)

F. Lorentz, Hochzeitsbittersprüche bei den Slovinzen
im Kreise Stolp^c

Eberhard Tietz: Hochzeitssitten in Retztow^d

In der weiteren Fortführung des, in diesen Blättern enthaltenen Abrisses einer volksthümlichen Geschichte von Pommern wird entwickelt werden, wie, wenige Menschenalter nach der Einführung des Christenthums, die früheren Einwohner, wendischen Stammes, den in das Land gerufenen Sachsen allmählig weichen und sich in immer engere Grenzen nach Osten hin zusammen drängen mußten; so daß es allerdings als eine Merkwürdigkeit gelten darf, dies alte pommersche Stammvolk nicht schon längst von pommerschen Boden verschwunden zu sehen; - zumal, da es Jahrhunderte lang, gedrückt von innen, auch nach außen hin in einem solchen Zustande der Anfeindung und Verachtung lebte, daß überall in deutscher Zunge der Makel einer wendischen Geburt selbst in's bürgerliche Leben entehrend überging, und in dem alten Lehrbriefen ausdrücklich bezeugt wurde, der freigesprochene Lehrling sey „*kein **Kassube**, noch **Wende**, sondern guter und ehrlicher Geburt und der Aufnahme in Zunft und Gewerk fähig.*“

Und diese Entwürdigung, so wie jener stille Ausrottungs-Proceß, hat ununterbrochen bis auf unsere Zeiten fortgewirkt. Täglich schrumpft der kleine Erdstrich zwischen der Lupow und Leba, wo diese Nachkommen unsrer alten pommerschen Wenden, als Nation und im Besitz ihrer Sprache und urväterlicher Sitten, noch beisammen leben, immer mehr zusammen.¹

^{*} Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land. Herausgeg. von J.C.L. Haken. Treptow a.d. Rega, Bd.1-3 1820-22

^{**} Numerische Fußnoten sind aus der Vorlage übernommen, aber durchnummeriert. *Original-Fußnoten, die als vom Herausgeber Haken stammend gekennzeichnet sind, wurde zur Verdeutlichung zusätzlich kursiv gesetzt.* Arabische Fußnoten sind Ergänzungen.

^a 2.Bd. 1821, S.334-363, 455-477

^b 3.Bd. 1821, S.421-426

^c Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde, herausgeg. Von F. Lorentz und I. Gulgowski. (1.Jg.) Heft IV, Leipzig 1909, S.154-156

^d Die Pommersche Zeitung, Folge 21, 24.Mai 1997; (unveränderter?) Nachdruck aus: Heimatblätter des Kreifts Naugard, Jg. 1928

^d 2.Bd. 1821, S.334-363

¹ *Die Kirchspiele Zezenow und Glowitz, am südlichen Rande des Leba-Sees, in der Stolpischen dritten Synode gelegen, sind gegenwärtig die einzigen, wo der Gottesdienst noch sonntäglich in polnischer Sprache (jedoch neben einer zweiten deutschen Predigt) gehalten wird, und die angrenzenden Parochien Rowe, Garde, Schmolsin und Stojentin diejenigen, wo die Zahl der alten reinen, des Deutschen durchaus unkundigen Kassuben jedes Orts vielleicht noch 50 bis 100 beträgt. Aber noch vor 40 bis 50 Jahren ward auch in den Kirchspielen Freist, Dammen, Churow, Lupow, Mickrow, Nossin, Dübsow und Budow ein, der polnischen Sprache kundiger Prediger erfordert, wozu jetzt keine Nothwendigkeit mehr obwaltet, da die kassubische Sprache unsd Sitte hier so gut, als völlig ausgestorben ist.*

Abgesehen jedoch von der, allerdings wohl zu verneinenden Frage, ob es, in der jetzigen Lage der Dinge, zuträglich für den Staat oder ersprießlich für diese Individuen selbst sey, ihnen ihre so lange treu bewahrte Nationalität zu erhalten und sie noch ferner in völliger Absonderung fortbestehen zu lassen? - behauptet dies Völkchen gerade darum für den Menschenbeobachter ein um so höheres Interesse, je näher es daran steht, sich endlich unter der Masse der Deutschen, von welchen es umgeben und mehr oder weniger durchdrungen ist, gänzlich zu verlieren. Gewiß darf also den Lesern der Pommerschen Provinzial-Blätter ein so treues Gemälde, wie der kenntnisreiche und um jedes Gute eifrig bemühte Herr Verfasser in der nachstehenden Abhandlung von den Kassuben an der Leba, auf mein Bitten, entworfen hat, um so willkommener seyn, als Derselbe seit fast zwanzig Jahren dem Kirchspiele **Zezenow**, welches jetzt wohl als der Brennpunkt ächter kassubischer Art und Sitte betrachtet werden mag, vorsteht und, durch vorzügliche Sprachkenntniß unterstützt, die mannigfachste Gelegenheit gefunden und benutzt hat, in den Charakter und die Eigenthümlichkeiten seiner nächsten Umgebungen einzudringen. Ich selbst, der ich von Jugend auf die Kassuben in der Nähe und oft vor Augen gehabt und auch späterhin in amtlichen Beziehungen gestanden, die mich in ihre Mitte geführt haben, darf hinzufügen, daß die hier zusammen gestellten Thatsachen und Erfahrungen durchaus mit meinen eigenen Beobachtungen zusammen stimmen und, wenn gleich ein grelles, doch keineswegs übertriebenes und verzerrtes Bild von dem gegenwärtigen Zustande dieses pommerschen Volksstammes gewähren. Auf diese Weise nun bestätigen und ergänzen die hier folgenden Nachrichten die einzige frühere Schilderung, welche wir von den Kassuben zwischen der Lupow und Leba, aus den, in Brüggemanns Ausführlicher Beschreibung von Vor- und Hinterpommern (Bd. I. Vorr. S. LXX-LXXII.) abgedruckten Mittheilungen meines verstorbenen Vaters, des Probst Haken, und des verstorbenen Landrath von Wobeser besitzen. - Vielleicht findet sich künftig eine Gelegenheit, sie mit den Wenden in der Lausitz, von sorbischem Stamme, nach Lebensweise, Sprache und übrigen charakteristischen Beziehungen, in eine nähere Vergleichung zu stellen.

Eine andere Frage möchte es seyn: ob das, was hier als ausschließlich **kassubische** Sitte geschildert ist, zugleich auch als alte ächt-wendische Sitte anzunehmen sey und einen sichern Schluß auf das, was in früherer Zeit auf pommerschem Boden allgemein bestanden, erlaube? - Dies in ein helleres Licht zu setzen, wird nichts besser dienen, als wenn wir mit diesen hier beschriebenen Volkssitten, Neigungen und Gebräuchen die hie und da noch sehr scharf abgeschnittenen Eigenthümlichkeiten des **deutschen** Landvolks anderer Gegenden unseres

Vaterlandes zusammenhalten,^{2 e} um daraus zu entnehmen, wie wesentlich Beide von einander abweichen, oder wo und wie weit sie in Eins zusammenfallen. Vielleicht ergäbe sich dann, daß die Amalgamation der wendischen und sächsisch-deutschen Volksstämme in Pommern schon in früherer Zeit vielfacher und vollkommener zu Stande gekommen sey, als man gewöhnlich annimmt; obgleich schon der natürliche Gang der Dinge dafür spricht, daß eine so überwiegende Mehrheit von gemeinschaftlichen Einwirkungen im Laufe der Jahrhunderte endlich auch wohl über die schroffste National-Antipathie hie und da die Oberhand gewonnen und beide feindliche Elemente einander unmerklich genähert haben möge.

Hk.^f

² Als solche sind z.B. die Ortschaften um den Jamundschen See, die Einwohner der Königl. Aemter Rügenwalde und Treptow, die Umwohner von Pyritz und Colbatz und die Mönchgüter auf Rügen (Letztere aber doch vielleicht eher wendischen Ursprungs) ausgezeichnet. Ich hoffe, von diesen Allen nach und nach in diesen Blättern ähnliche Charakteristiken folgen lassen zu können.

^e (siehe hierzu die Ergänzung im Anhang)

^f (d.i. J.C.L. Haken)

(Kleidung)



Sollte das Völkchen, von dessen ausgezeichnete Physiognomie und Kleidertrachten das hier beigefügte Blatt eine getreue Abbildung liefert, sich bei denjenigen Lesern der Pommerschen Provinzial-Blätter, welche nicht die unmittelbaren Nachbarn oder Zwischenwohner desselben sind, selbst zur näheren Bekanntschaft einführen, so würde es sich etwa folgendermaassen vernehmen lassen können.

Und zwar würden die beiden bepelzten Männer sprechen:

„Wohl möchten sich manche Pommern wundern, wie wir denn hieher kommen, und vielleicht glauben, sie sähen hier Leute aus weit entlegenen Ländern; da wir doch ihre rechten Landsleute, ja die eigentlichen Landes-Eingebornen, Nachkommen der alten Wenden, Kassuben von unvermischem Geblüte sind. Wohl unterscheiden wir uns von euch **deutschen** Pommern zur Zeit noch durch unsre Tracht, unsre Lebensweise, Gebräuche und Sprache. Jahrhunderte hindurch haben wir dies Erbgut unsrer Väter treulich bewahrt: aber der Lauf der Welt wird auch **uns** in diesem Besitz wohl nicht lange mehr dulden. So bleibe denn wenigstens in diesem Konterfey ein

kleines Denkmahl unsrer Eigenthümlichkeit für unsere späteren Nachkommen aufbewahrt, und erinnere sie an ihre Abkunft.

So, wie man uns hier sieht, ist unsre Lieblingstracht schwarz, wie sie bereits unsern ältesten Vorfahren eigen war. Nicht blos die Weiber unter uns, sondern auch wir Männer, ziehen hierin die schwarze Farbe allen übrigen vor. Unser Fest- und Sonntags-Trauwings- und Gottestisch-Rock ist solcher dunkler Kittel ohne alle Falten, mit rothem Fries gefüttert, der überall am Rande etwas vorsteht, und ist vorn herab und an den Schößßen mit Heften (Haken und Oehsen) versehen. Auch unsre weiten kurzen Pump-Hosen waren bisher von der benannten Farbe, sind aber schon ziemlich ausser Brauch gekommen und durch grobe weißlinnene verdrängt worden. Zunächst aber ist uns auch die rothe Farbe in einigem Werth, und daher unser Sonntags-Kolpack roth, mit einer schwarzen Verbrämung; so wie unsre noch festlicheren schwarzen Pudelmützen mit Kolpack von rothem Tuche seyn müssen, wie hier in unsrer Abbildung zu schauen.

Sonst aber ist unsre gewöhnliche Sonntags- und Alltags-Kleidung in einigen Stücken anders. Beiderlei Geschlechts tragen wir von Jugend auf lange schwarze Pohlröcke, aus Linnengarn und Wolle zusammengewebt, welche unsre Hausmütter selbst verfertigen und färben; und nur die verschiedene Form der Kopfbedeckungen zeigt bei den Kindern das Geschlecht an. Erst wenn das ersehnte sechste oder siebente Lebensjahr heranrückt, erscheinen wir, zu unsrer Freude, als ächte Kassuben. Die **Harneya**³, wie ich Hintermann sie hier trage, ist eine Jacke von weissem Garn, mit Wolle durchschossen, und wird nun unsre Lieblings-Kleidung für die übrige Lebenszeit. Darunter tragen wir eine **Liwk** (Leibchen, d. i. Weste) von gleichem Zeuge, und beide werden mit Heften zugemacht. Endlich noch bekommen wir eben dergleichen kurze Beinkleider und wollene Strümpfe. Aber später erst werden uns die ledernen Schuhe zu Theil, wie große Leute sie tragen, die den Fuß bis über die Knöchel umschliessen, doppelte dicke Sohlen und platte Absätze haben und überall, auch längs den Sohlen-Rändern, mit flachen eisernen Nägeln dicht beschlagen sind. Früherhin mußten wir uns mit hölzernen **Korken** (Pantoffeln) begnügen, die wir auch lebenslang bei unsern gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen tragen.

In der Folge schützt und schmückt auch unsre Hände ein Paar weisser wollener Handschuhe, die entweder mit Fingern oder oben am Handgelenk mit krausen

³ Der eigentliche Name dieses Kleidungsstücks, und nicht **Kabat** oder **Kawart**, wovon der Spottname „Kabattke“ herkommen soll, den die Kassuben hie und da sich gefallen lassen müssen. **Kabat** ist die Jacke der Weiber.

Franzen versehen - oder dicke Faust-Handschuhe sind, welche letztere bis über die Mitte weiß, nach obenhin aber zierlich mit allerlei bunter Wolle gemustert seyn müssen. Diese letztere Art gehört unumgänglich zur Vollendung jedes festlichen Anzuges, sowohl im Winter als Sommer, und verdient allerdings auch durch ihr dickes und festes Gewebe, und die weichen Franzen von gerollter Wolle, womit sie innen versehen sind, und welche die Hand auch gegen den härtesten Frost schützen, den vorzüglichen Ruf und Nachfrage, welche sie sich weit und breit erworben hat.

*Dagegen gewöhnen wir uns, gleich den Weibern, den Hals jeder Witterung bloß zu stellen und des Halstuches auch im Winter leicht zu entbehren; obwohl wir dann übrigens allerdings für eine wärmere Kleidung sorgen. Ein **Kozuch** (Zipfelpelz) der aus zwei ausgegerbten und mit Leistenriemen an einander genähten Schaaffellen mit ihren Schwänzen besteht, hat oben eine Oeffnung, die sich bis unter die Brust erweitert, durch welche der Kopf gesteckt, und die sodann über der Brust mit 4 oder 5 ledernen Knöpfen geschlossen wird. Höher am Halse ist sie mit einem kleinen ausstehenden Kragen eingefasst, der den kahlen Nacken deckt. Einen solchen Pelz liefert uns der Kürschner für 1½ bis 2 Thaler; jedoch ohne Aermel, welche wir uns aus gleichem Zeuge, wie die Harneya, und mit Tuch oder Boy gefüttert, selbst anheften. Im Gange spielen die beiden Zipfel gegen einander zwischen den Beinen und decken uns die Lenden dergestalt, daß von den Hosen wenig zu sehen ist.*

Stiefel tragen wir nicht leicht: denn sie sind uns zu theuer, da es uns bereits schwer genug fällt, uns jene Schuhe für den Preis von 1½ Thalern anzuschaffen, und unser gesammter Anzug uns nie über 8 bis 9 Thaler kosten darf. Daher behelfen wir uns auch im tiefsten Schnee gewöhnlich mit dieser wohlfeileren Fußbedeckung, die mit ledernen Riemen zugebunden wird, und darüber mit langen Kamaschen. Den Kopf aber schützt beständig eine gute Pudelmütze.“

Mögen nun auch die **Kassubinnen** über einen Gegenstand, der jeden weiblichen Mund zur Beredsamkeit begeistert, das Wort, nach den Männern, nehmen!

„Mehr noch als unser Mannsvolk,“ wissen sie uns zu erzählen - „haben wir Weiber zur schwarzen Farbe geschworen, welche Jenes bereits anfängt zu verachten und, mit Abweichung von der urväterlichen Sitte, zu verdrängen.

*Sobald auch wir Kinder-Rock und Mützchen überlebt haben, kleiden uns unsre Mütter, auf immer, sich selber gleich. Unser Haar wird glatt gekämmt; dicht am Kopfe mit einem selbst gewebten schwarzen Bande gebunden; in zwei dreisträngige Flechten geflochten; diese um den Kopf und zurück nach hinten gewunden und dort wieder an das Ende des Bandes befestigt; so daß die Scheitel glatt und immer sichtbar bleibt. Ueber die Flechten wird eine weisse Binde von Leinwand (**Spadnozk**,*

***Bina**^g d.h. Unterschlag, Binde) geschlagen und hinten zugesteckt. Darüber kömmt nun die eigentliche Kopfbinde (**Zaglowk**^h) von schwarzem Raschⁱ, einer Hand breit, die oberwärts an beiden Seiten, bis in die Gegend der Stirn, mit hervorragender rother Stoßkante versehen, hinterwärts aber nach unten in ein kleines Dreieck zurückgebogen und festgenäht ist. In anderen Gegenden ist dieses Dreieck auch wohl roth ausgeschlagen.*

*So schmücken indeß wir Jungfern uns nur allein: die Andern, welche es nicht sind, und die Ehefrauen, tragen unter der schwarzen Kopfbinde noch weisse Weibermützen (**Huva** d.i. Haube) welche auch die Scheitel bedecken und anderwärts noch mit einem großen, platten, mit Leinwand überzogenen Knopfe im Wirbel staffirt sind, und gleichsam das Abzeichen eines fremden Kirchspiels abgeben.*

*An festlichen Tagen, z.B. bei Taufen, Trauungen, Communionen u.s.w. tragen wir Mädchen, statt der schwarzen Kopfbinde, einen **Krzepiank**, **Medik** d.h. eine linnene, unten auf der Stirne ausgezackte Binde, mit ausgenähten kleinen Oeffnungen, damit die weisse untere Flechtbinde durchscheine. Dieser Krzepiank wird, eines starken Messerrückens dick, mit blauer Stärke überkleistert; und hierauf kömmt nun, statt der eigentlichen schwarzen, eine weiße Binde von schlesischer Leinwand zu stehen; so daß nur etwas Weniges von jener blauen auf der Stirne sichtbar bleibt. Wenn wir aus der Kirche heimkehren, nehmen wir die weisse Binde ab, und bleiben in der blauen.*

Mit solchem Kopfputz erscheint auch die Braut zur Trauung; darf aber an den beiden ersten Hochzeit-Tagen sich, ohne die weisse Binde darüber, nicht blicken lassen. In andern wohlhabenden Gemeinden schmückt sich die Braut noch mit einem Kranze von grünen Gartenpflanzen, Petersilien u. dergl., mit Goldschaum beklebt; und ihre Kopfbinde ist mit blanken Knöpfchen und viereckigen buntbetriebenen Messing-Flittern besetzt.

*Unsere verheiratheten Frauen tragen auch festlich dergleichen Mützen (**Mutza**), die aber den ganzen Kopf decken, und denen dagegen die weisse Oberbinde mangelt. Statt deren aber hängen sie beim Kirchenbesuch und beim Opfern ihre kurzen - bei Trauungen und Communionen aber ihre langen Laken von schlesischer Leinwand über, welche zu beiden Seiten des Kopfs in eine Falte geschlagen und, ebenso wie auf der Brust, festgesteckt werden.*

^g (im Original nicht hervorgehoben)

^h (im Original nicht hervorgehoben)

ⁱ Rasch: leichtes Wollgewebe aus größerem Kammgarn, nach der Stadt Arras benannt (Wossidlo/Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch, 1968)

Unser übriger Anzug besteht ferner in einem langen Unterrock (**Suknia**, Pohlrock^k) ohne Aermel, von rothem oder weissem Fries. Darüber kömmt die **Liwk** d.h. Schnürleib, von schwarz-gefärbtem, selbstgemachten, linnen und wollenen Zeuge, welches am Halse und Rücken tief ausgeschnitten ist, damit ein großer Theil des Hemdes sichtbar werde. Es reicht von beiden Seiten nur bis an die Brust und ist mit Heft-Oehsen versehen. Auf die Brust wird ein Stück rother Fries (**Borschduk**, d.h. Brusttuch, Brustlatz) gelegt, und nun die Liwk mit einem schmalen Bande von verschiedenen Farben darüber geschnürt. Bei Trauerfällen muß dieser Brustlatz durchgehends von schwarzem Zeuge seyn.

Ueber der Liwk tragen wir den **Kabat**, - eine kurze schwarze Leibjacke, mit ganz kurzen abgetheilten Schößchen, von gleichem Zeuge, aber langen Aermeln - der mit Heften zugehalt oder auch offen getragen wird. Die Liwk ist unten mit Heu, gleich einem Wulste, gestopft, damit der **Kiedel** d.h. Kittel, Weiberrock - darauf fest sitze. Dieser besteht aus einem gleichen schwarzen Gewebe, hält bis an 13 Ellen in sich; ist oben an der Linte^l in etliche hundert kleine Falten gelegt, die dann nach unten zu in größere auslaufen; reicht indeß kaum bis über die Waden und ist unten mit einem schwarzen, drei Finger breiten Tuchstreifen besetzt.

Ueber die obere Einfassung dieses Kiedels und die Schößchen des Kabat wird eine schwarz-blaue haarne Binde, (**Stanka** oder eigentlich **Stanik**⁴ d.i. eine kleine Taille am Kleide) die oben ein eingewebtes weisses Kärtchen hat, und die man fertig in Danzig kauft, dreimal herumgewunden, um Beide zusammen zu halten. Bei Trauerfällen muß diese Binde ganz schwarz, ohne jene weisse Einfassung, seyn: denn diese schwarze Stanka und der vorerwähnte schwarze Brustlatz sind die beiden einzigen Kennzeichen, wodurch wir unsere Trauer zur Schau tragen, die sich hingegen bei den Männern durch gar nichts ankündigt.

So ist hier bei uns verarmten Kassuben am Leba-Strome die Weibertracht einfach und zu jeder Zeit sich gleichend. Westwärts hinauf, nach den Ufern der Lupow hin, machen jedoch unsre wohlhabenderen kassubischen Schwestern in ihrer Kleidung einen größeren Aufwand. Bereits haben wir angemerkt, daß der Kopfputz ihrer Bräute schmucker ist; und so sind auch ihre Anzüge kostbarer und glänzender. Am letzten Sonntage vor der Trauung erscheint bei ihnen die Braut in der Kirche mit

^k Pohlrock:

^l Lintels: Rock- oder Schürzenbund, mit dem die Falten oben zusammengefaßt, und an das die Bänder genäht werden zum Zubinden (ndl.-märk.: Linte) (Wossidlo/Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch, 1964)

⁴ Anderwärts heißt sie **Kasunka**, eigentlich **Kasakina** oder **Kasakinka**, eine kurze Jacke

einem Kiedel von rothem Tuch, der unten mit einer schwarzen Tuchkante eingefasst ist. Darüber trägt sie eine grüne, unten durchbrochene und mit weissem Genäth verzierte Schürze, durch welche der rothe Rock hervorschimmert. Ihre Liwk ist mit vielen schwarzen Schnüren besetzt; der Borschduk prangt mit allerlei seidenen und Kattun-Flecken, die in Drei- oder Vierecken zusammengestückt sind. In diesem Anzuge erscheinen sie hernach auch als junge Frau; zur Trauung hingegen kömmt sie in einem blautuchenen Kiedel, der gleichfalls unten mit einer schwarzen Kante versehen seyn muß und vorne von einer weissen Schürze verdeckt wird.

Unsre Sommerkleidung ist alltäglich die nemliche; nur wird alsdann der Kabat abgelegt, und von uns Mädchen auch zur Kirche nicht mehr - wohl aber hier noch von Ehefrauen - angezogen. Ein Halstuch tragen wir auch im Winter nicht; sondern das bloße, mit einer kleinen ausstehenden Linte, in vielen Falten an dieselbe geheftete Hemde deckt den Hals und die Brust. Wohl aber bekleiden wir Mädchen uns am Sonntage mit unserm **Popleck** - einem kurzen, nur bis an die Hüften reichenden Oberhemde von (sogenannter) schlesischer Leinwand, ebenfalls mit aufstehendem, schmalen Kragen, der, so wie das Oberhemde selbst, besonders aber auch oben an den Aermeln, weiß ausgenäht ist. Die langen Aermel laufen gegen die Hand immer enger zu und bleiben hier offen. Vorne ist dieses Hemde nicht zusammengenäht, sondern wird nur übereinander geschlagen, die Liwk darüber gezogen, und die Stanka vollendet, wie sonst, den Anputz. - Kürzer war sich über einen so reichhaltigen Gegenstand nicht auszudrücken.“

(Sprache, Name und Gemüthsart)

Man kann leicht denken, daß ein uraltes Volk, welches die väterliche Tracht Jahrhunderte hindurch treu und sorgsam bewahrte, auch in seiner Sprache, Gewohnheiten, Bräuchen und Gemüthsart noch viel Auszeichnendes und Eigenthümliches in sich bewahrt haben müsse; und zwar in eben dem Maasse, als es in der Cultur hinter den deutschen Pommern weit zurückgeblieben. Dies im Einzelnen nachzuweisen, soll nun versucht werden.

Die kassubische *Sprache* ist ursprünglich die Slavisch-Wendische, und in ihrer jetzigen Gestalt eigentlich nur ein besonderer Dialekt der polnischen, von welcher sie sich bloß durch Mundart und Betonung unterscheidet; ohne daß sich gleichwohl (wie man gewöhnlich glaubt) hier ein Verhältniß, wie zwischen der hoch- und platt-deutschen Sprache, annehmen liesse.^m

Das Volk der Kassuben, welches, als ein besonderer wendischer Stamm, seinen Namen von *Kassubitz* (Faltenrock) empfangen zu haben scheint, befand sich seit 600 Jahren unter einem äussern Druck, unter dem es, bei den so sehr mangelhaften Anstalten zu seiner geistigen Ausbildung, bei der großen Absonderung durch Sprache, Kleidung und Sitten, die zu allen Zeiten zwischen ihm und seinen deutschen Nachbarn statt fand, seiner sonstigen guten Gemüthskräfte und mancher körperlichen Vorzüge ohngeachtet, dennoch roh und ungesittet bleiben mußte. In diesem Zustande konnte auch seine Sprache nur ein ähnliches Gepräge annehmen oder beibehalten. Wirklich auch umfaßt ihr Wörter-Schatz nur die Gegenstände und Bedürfnisse des gemeinen Lebens. Für alles, was Kunst und Gewerbe, Wissenschaft und Religion betrifft, muß sie ihre Zuflucht zur polnischen oder deutschen⁵ Sprache nehmen. Dadurch ist die Sprache des Kassuben eine arg verdorbene, verstümmelte und nur ihm allein brauchbare geworden, die auch dem ächten Polen oft ganz unverständlich wird.⁶

^m (Kp: Heute wird verschiedentlich die gegenteilige Ansicht vertreten)

⁵ Den Beweis hiefür liefert auch der bei weitem größere Theil der oben angeführten, die Kleidung bezeichnenden Wörter, die aus dem Plattdeutschen entlehnt sind. Sollte man aber nicht auch eben hieraus folgern dürfen, daß auch die Trachten der Kassuben nicht ächt national seyn, sondern irgend einst, zugleich mit den Benennungen, von ihren deutschen Landsleuten angenommen worden? Hk.

⁶ Ref., der doch auch der polnischen Sprache völlig gewachsen zu seyn glaubt, kann versichern, daß, als er unter den Kassuben zuerst auftrat, er schier eine, ihm ganz fremde Sprache zu hören glaubte; oft kaum das dritte oder vierte Wort dieser Leute verstand, und viele Aufmerksamkeit und Überlegung anwenden mußte, um dem Dialekt und dem Gemisch von

Am schlimmsten freilich sieht es hiermit in Religions-Sachen aus. Der Kassube lernt den, in reiner polnischer Sprache abgefaßten, dickleibigen und breitschichtigen, rein-dogmatischen Katechismus; lieset in der polnischen Bibel, singt in der Kirche aus dem ächt-polnischen Gesangbuche; aber er versteht hier unzählige Wörter und Ausdrücke nicht. Er hört sonntäglich eine polnische Predigt an: aber er kann den Sinn- und Zusammenhang derselben - schon der Sprache wegen - nicht fassen. Ist er ehrlich, so gesteht er, (was jedoch, aus falscher Schaam, wohl selten genug geschieht) „daß er“ - wie er sich ausdrückt - „die Predigt nicht in einen Haufen bringen könne.“ Hat er das Unglück, einen Prediger zu bekommen, der, um ein solches Amt bekleiden zu können, von der polnischen Sprache nur in der Geschwindigkeit etwas erlernt hat: so wird übel ärger, und er muß vollends verwildern.

Daher ist nun, im Allgemeinen, die Religions-Erkenntniß der Kassuben sehr dürftig, und er bleibt nur beim Aeussern stehen. In Ansehung der Gottes-Verehrung ist er überhaupt, dem Anschein nach, schwärmerisch. Er verrichtet sein Gebet in der Kirche immer knieend; Alles geschieht aber mechanisch und ohne innere Herzens-Erhebung. In den elenden, mit noch elenderen kassubischen Lehrern besetzten Schulen lernt er bisher nichts mehr, als den angeführten Katechismus und kauderwälsch lesen; und ein großer Theil seiner Brüder sogar auch dies nicht. Aus vielen, zusammentreffenden Ursachen war es bisher unmöglich, ihm die reine polnische Schriftsprache zu lehren: dagegen es nunmehr um Vieles leichter werden dürfte, ihm die *deutsche* Sprache beizubringen, da deutsch Redende sich immer häufiger in den kassubischen Ortschaften finden lassen und bereits alle Kinder diese Sprache durch den Umgang mit deutschen Kindern und Erwachsenen aufgefaßt haben. Das Licht, welches endlich (Gott sei Dank!) auch über unsern pommerschen und kassubischen Schulen aufgegangen, wird auch das kassubische Volk erleuchten,⁷ wenn es auch seinen Kindern gerne die Augen vor demselben zuschliessen möchte, weil es sein und dieser Kinder wahres Bestes nicht einzusehen vermag, sondern in diesem Allen nur den Untergang seiner Eigenthümlichkeit und seiner Sprache (die ihm die beste in der Welt dünkt) erblickt.

In der That verachtet der Kassube Alles, was Deutsch ist und heißt. Selten sogar antwortet er einem „Pommerening“ (wie er den Deutsch-Pommer verächtlich nennt)

deutschen Wörtern, welche kassubische Endigungen und Formationen erhalten, auf die Spur zu kommen.

⁷ Möchten nur anderweitig Bequemlichkeit, kleinliche Rücksichten, Menschengefälligkeit und Menschenfurcht die gute Sache nicht zu lange aufhalten und im Allgemeinen hindern!

auf eine an ihn gerichtete Frage; auch wenn er denselben wohl verstanden hat und ihm Deutsch antworten könnte.⁸

Neben dem ächt Polnischen und Plattdeutschen Wörter Gemisch, woraus die kassubische Sprache zusammengesetzt ist, bewahrt sie aber auch noch eine Menge eigenthümlicher, uralt-wendischer Wörter im gemeinen Leben, die kein Pole versteht, die sich jedoch bereits immer mehr verlieren.

Die gemeine Volkssprache ist sehr gedehnt; und wenn sie nicht schnell gesprochen wird, klingt sie in ihrer Eintönigkeit widrig singend. Bei Wörtern von drei Sylben wird der Ton stets auf die erste gesetzt; wodurch denn die Sprache mehrtheils etwas hüpfendes erhält. Die Weiber *reden* nicht; sie *schreien* und werden dadurch unausstehlich. Man glaubt ein ewiges ereifertes Gezänk zu hören.

Die niedrige Stufe der Geistes-Bildung, auf welcher der Kassube hier am Leba-Strome und weiter westwärts steht, verräth sich auch dadurch, daß er weder eigenthümliche Sprichwörter, noch Volkslieder hat. Daher hört man ihn auch nie dergleichen singen. Stumm, freudenleer und gedankenlos bewegt er sich durch's Leben. Selten sogar fordert ihn, ausserhalb der Kirche, ein inneres religiöses Gefühl zum Gesang geistlicher Lieder auf: denn auch diese hört man nicht leicht von ihm. Höchstens stimmen die Mägde, wenn sie des Abends vom Heuharken heimkehren, ein solches einförmig tönendes geistliches Lied an, das aber auch mit der Erndtezeit flugs wieder verstummt.

Die *Gemüthsart* des Kassuben ist, wie sein bisheriger Stand war - sklavisch. Er weiß wenig oder gar nichts von Höflichkeit, Anstand und Schicklichkeit, und nennt Jeden ohne Unterschied Du, oder höchstens Er; - für unser Sie hat er kein Wort und Begriff. Dies möchte seyn: aber schlimmer ist's, daß man hinzusetzen muß, ihm wohne auch wenig oder gar kein Gefühl für Dankbarkeit, Erkenntlichkeit und Gefälligkeit bei. Bei alledem liegt aber eine unstatthafte Uebertreibung in der vulgären Behauptung, daß man ihn nur durch den Knüttel in der Hand oder durch ein Glas Brandtwein zu einem verlangten Dienste willig machen könne; wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß er nicht leicht aus reinem Wohlwollen und ohne Belohnung einen Schritt zu thun geneigt sey. Was er zu leisten und zu entrichten hat, thut er mit Unwillen, und sucht es zu verkümmern und so schlecht einzurichten, als es nur immer gehen will.

⁸ Reisende, die ihn um den rechten Weg befragen, werden daher auch nur selten von ihm gehörig beschieden. Nur gegen den Reiz einer, ihm dargebotenen Prise Schnupftaback weiß er sich schwer zu verhärten und wird dann gewöhnlich milde und gesprächig.

(Eigenschaften und Kultur)

Er ist geldgierig und habsüchtig: darum thut er sich, in der Regel, nur wenig zugut; den Brandtwein ausgenommen, so oft er die Stadt besucht. Selbst sein Brodt bereitet er so schlecht, daß nur er allein es hinunterbringen und vertragen kann. Er nimmt dazu den schlechtesten Roggen, mit der größern Hälfte Gerste vermischt, oder auch nur diese allein, die er zuvor dörrt und, sammt allen Hülsen und Stachel-Grannen, vermahlt; worauf sodann dies Mehl mit rohen, geriebenen Kartoffeln verbacken wird. Dies Brodt, einem schwarzen Torfe ähnlich, ist denn nun freilich auch so erbärmlich, daß jedes deutsche Volk es verschmäht; ihm hingegen verschafft es Zähne, gleich einem Elfenbein, aber auch häufige Magenkrämpfe und nicht selten tödtliche Krankheiten. Viele indessen bleiben dabei gesund und erreichen ein hohes Alter; und über dem anscheinenden Vortheil, durch ein solches Ersparniß mehreren Roggen für den Verkauf zu gewinnen, wird gerne jeder anderweitige Nachtheil verschmerzt.

Unreinlichkeit und Schmutz in Wäsche, Kleidung, Betten und Wohnung ist bei dem Kassuben in höchstem Grade zu Hause. List und Ränke, Betrug und Falschheit verschmäht er nicht, wenn er irgend etwas damit gewinnen kann. Der Hang zum Diebstahl erstreckt sich bei ihm zwar mehrtheils nur auf Feuerholz und Obst, (dessen heimliche Bemächtigung, nach einem allgemein bei ihm gültigen Grundsatz, in seinen Augen als kein Unrecht gilt) aber er verschmäht auch andere Dinge nicht, wenn sie ihm in den Wurf kommen.

Tücke und Trotz, gemeinschaftlich angezettelte und auch so ausgeführte böse Entwürfe sind ebenfalls keine ungewöhnliche Erscheinungen; besonders wenn sie anderweitig heimlich angefacht werden. Da überdem die Weiber durchgehends das Regiment führen, so sind diese gewöhnlich auch die Anführer bei tumultarischen Widersetzlichkeiten, weil sie, bei erfolglicher Bestrafung, leichter übersehen zu werden glauben. Bei hungrigem Magen ist der Kassube kriechend; aber übermüthig, wenn er irgend mehr besitzt, als er nothdürftig gebraucht. Ohne Widerstand ist er ein Löwe; wo aber der rechte Ernst eintritt, zeigt er sich als den ärgsten Feigling; er müßte denn von dem Brandtwein enthusiastisch seyn.

Dies Uebermaß von schlimmen Eigenschaften ward nun freilich wohl bei diesem Völkchen eben so sehr durch eine mangelhafte religiöse und geistige Bildung, als durch die äussere Lage und die ungünstigen Umstände, in welchen es so lange lebte, so wie durch die Art, wie es bisher häufig behandelt worden, herbeigeführt. Oft wohnen hier z.B. in dem Raum einer engen Bauernstube 15 bis 22 Menschen beisammen. Hier Zucht, Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten und das Gegentheil zu

verhüten, möchte wohl für jeden Andern, wie vielmehr für den rohen und stumpfsinnigen Kassuben, eine zu schwere Aufgabe seyn. Von Jugend auf an keinen besseren Anblick gewöhnt, fällt ihm Schmutz und Unsauberkeit gar nicht mehr auf, und wird ihm auch nicht lästig. So bleibt denn auch ihr Gefolge - Schmutz in Denk-, Sinnes- und Handlungsweise - nicht aus. Wie könnte auch in diesem Menschengedrange irgend ein ordentliches, nützliches Geschäft vorgenommen werden? Faules Geschwätz, Thorheiten, Unanständigkeiten u.s.w. füllen hier die langen Winterabende; und treulich arbeitet man gegenseitig seinem moralischen Verderbniß in die Hände.

Härte, unwürdige Begegnung, Mißhandlungen bringen unausweichlich Tücke, Trotz und Niederträchtigkeit hervor. Ferne sey es, zu denken, daß die Zahl der harten und wunderlichen Herren, unter welchen die Kassuben gestanden, von jeher die größere gewesen sey! Zu ihrer Ehre vielmehr darf man eine entschiedene Mehrheit der gütigen und gelinden unter ihnen mit Sicherheit annehmen. Bleibe demnach jene Schattenseite hier unbeachtet, und werde diese Lichtseite um so freudiger wahrgenommen! Wer fühlt sich nicht erwärmt von Achtung und Werthschätzung gegen einen Mann, der nicht bloß *Herr*, sondern auch sorgsamer *Vater* seiner Unterthanen war und es noch gegen seine Dorfeinwohner ist? Aber eine einst übel gewählte und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeführte Sitte konnte warlich keinen erwünschten Einfluß auf den Charakter des Volks äussern. Mußte der Mensch nicht, als solcher, seinen Werth und Würde verkennen lernen und nach und nach jedes bessere Gefühl und Selbstachtung verlieren, wenn z.B. zur Michaeli-Zeit, wo der Dienst des Gesindes bei'm Bauer zu wechseln pflegte, alle Knechte und Mägde eines Dorfes, so wie die erwachsenen Söhne und Töchter der Bauern selbst, auf den Herrenhof befehligt, die unwilligen und zögernden aber auch wohl hingetrieben wurden? wenn nun der Gutsherr auf den Hofplatz hinaus trat und, nach Willkühr, jeden Einzelnen anwies, wo und bei wem er das nächste Jahr dienen solle? wenn gegen ein solches Machtgebot keine, noch so gegründete, Widerrede galt? wenn der Vater seinen Sohn oder Tochter, deren Dienst er selbst bedurfte, einem Andern, nach seines Gebieters Laune, abtreten mußte?

Allerdings besaß der Herr die Befugniß zu diesem Verfahren: allein welcher stille Beobachter konnte sich erwehren, an den Sklaven Markt in Amerika zu denken, mit dem das, was hier vorging, wohl manche Aehnlichkeit hatte? Daß der nemliche Zweck auf eine andre, weniger nachtheilige Weise hätte erreicht werden können, würde leicht zu zeigen seyn. Man beklage daher mehr das widerwärtige Schicksal, das so lange über den Kassuben waltete, als daß man ein strenges Urtheil über sie ausspricht! Wer hingegen wollte hier nicht Heil und Segen erleben über den Besten

der Könige, welcher der Menschheit ihre natürlichen Rechte wiedergab? Ruhm und Preis dem Menschenfreunde auf dem Königsthron!

Aus lauter *bösen* Eigenschaften besteht aber der Kassube gleichwohl nicht. Er ist kein so durchaus verdorbener und moralisch erkrankter Mensch, daß man an seinem Aufkommen verzweifeln müßte. Was in unserm Staate, im Sinne hoher Humanität, bereits geschehen ist und noch geschehen wird, das wird auch *ihn* aus seinem Staube erheben. Innere Kraft zum Aufstehen besitzt er; nur der Hebel fehlte ihm so lange, der ihm jetzt zubereitet wird. Hat seine Hand ihn erst erfaßt: (denn er ist gewandter Natur) so bedarf es nur einer kurzen Uebung; und er wird sich mit Kraft emporrichten! Das möge nun auch durch Erzählen seiner *guten* Eigenschaften dargethan werden.

Das kassubische Volk ist unter sich friedfertig und verträglich. Selten fallen Zwistigkeiten oder heftiger Streit unter ihnen vor. Man hört höchstens einmal ein paar Weiber sich öffentlich zanken; das wird aber auch bald vergessen und vergehen. Ehescheidungen sind unter ihnen etwas Unerhörtes; Uneinigkeit in der Ehe kömmt nur sparsam vor. Oft wohnen, wie schon gesagt, 20 und mehr Personen, verschiedener Eltern Kinder, beisammen; und Alles lebt in friedlicher Ruhe mit einander. Zu den Ihrigen, besonders zu ihren Kindern, haben sie große Liebe. In Krankheiten verwenden sie für ihre Angehörigen auch den letzten Heller; - freilich auch hier, wie gewöhnlich, oft auf die verkehrteste Weise, an Quacksalber, Doktorweiber u. dergl.

Sie sind leicht zu lenken, wenn man ihnen nur etwas nachgiebt, ihre Vorurtheile schon und sie freundlich behandelt. Sie gewinnen sogar Vertrauen, sobald man ihnen nur anhaltende Geduld schenkt und sich ihnen nicht mit Härte und Ungestüm widersetzt. Mit Unrecht wirft man ihnen absolute Dummheit vor. Roh und unwissend sind sie zwar und linkisch, wo es auf Umsicht und Ueberlegung im Benehmen ankömmt: aber Stupidität und Unfähigkeit ist ihnen nicht so allgemein und wesentlich eigen, als man gewöhnlich glaubt. Der Wende besitzt freilich die feineren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche nicht, die wir bei dem gebildeteren Pommern, oder bei seinem Gutsherrn, finden; und noch weniger ist er im Besitz falscher studierter Höflichkeits-Formeln: allein es fehlt ihm darum nicht an schlichtem und gesunden Menschenverstande, woran er je zuweilen seinen Prediger und Edelmann übertrifft. Den kraftvollen Körper bewohnt oft eine kräftige Seele.

Die Schuljugend ist nichts weniger, als stumpf; sie faßt mit Leichtigkeit, lernt bald aus dem Einen auf das Andre schliessen und es richtig anwenden, wenn sie nur Lehrer hat, die dazu geeignet sind, ihre Seelenkräfte zu wecken. Hier am Leba-

Strome (denn hier hat man vorzüglich die Kassuben im Auge) ist durch die bessernde Hand, die an das tief im Argen liegende Schulwesen gelegt worden, in kurzer Zeit so viel Erfreuliches zum Vorschein gekommen, als man früher sich kaum zu erwarten getraut hatte.⁹

Auch unter den Erwachsenen giebt es nicht selten geschickte Arbeiter, Uhrmacher, Drechsler, Schnizer, Bötticher u.s.w. - wahre Tausendkünstler, die diese Handwerke nie gelernt, sie nur den Meistern mit reger Lust heimlich abgesehen, oder durch genauere Betrachtung und Zerlegung eines gefertigten Kunstwerks sich zum Versuch der Nachbildung ermuthigt haben. Und das verrichten sie mehrentheils mit einem einfachen Messer und den simpelsten Instrumenten, und oft so geschickt und sinnreich, daß man Mühe hat, es für das Werk des Kassuben zu halten, den man vor sich sieht.

Wir würden jetzt bei uns auf dem platten Lande nicht so viele geschickte Arbeiter und Handwerker entbehren müssen, wenn es dem kassubischen Unterthan frei gestanden hätte, ein Handwerk, wozu er vielleicht einen besondern Trieb in sich fühlte, zu erlernen. Hiezu aber ward ihm vormals gewöhnlich die Erlaubniß versagt, um nicht an ihm einen Schaarwerker einzubüßen; oder es ward ihm nur gegen ein gezahltes Lösegeld bewilligt, oder ihm die Bedingung auferlegt, für immer und ausschließlich nur zum Vortheil seines Herrn zu arbeiten. Natürlich mußte das jede aufkeimende Lust in ihm ersticken.

Was liesse sich nicht erst von diesen Menschen erwarten, wenn die Schule, der sie bisher wenig oder gar nichts verdankten, sie Denken, Rechnen, Schreiben und etwas Zeichnen gelehrt haben wird? - wenn ihnen die Fesseln abgenommen seyn werden, die bisher den freien Ausflug ihrer Thätigkeit hemmten? - wenn sie Herren ihrer Zeit und ihrer Wohnung geworden? Denn wenn ihnen schon jetzt, da sie kaum von der Hoffnung zur Selbstständigkeit und unabhängigem Eigenthums-Besitz belebt worden, bessere Beispiele, Lust und Muth zur Nachahmung zu machen anfangen, daß sie z.B. regelmäßige Obstgärten anlegen, sich die Verfahrungsart beim Pfropfen und Kopuliren anzueignen suchen, ihre Wohn- und Wirthschafts-Gebäude erweitern und

⁹ Dankbare Hochachtung werde hier öffentlich den beiden Gutsherrschaften des Zezenowischen Kirchspiels gezollt, daß sie, überzeugt, wie nothwendig es in unsern Zeitumständen sey, daß auch der Kassube, der nicht mehr mit Härte, sondern durch Vernunft gelenkt werden soll, dieselbe auch zu gebrauchen gelehrt werden müsse, sich haben bereitwillig finden lassen, ihre Patronat-Schulen zweckmäßig und mit beträchtlichem Kosten-Aufwand einzurichten und zu erweitern, und zu Anschaffung des erforderlichen Lehr-Apparats kräftig mitzuwirken.

bequemer und gefälliger einrichten: was für ein freundlicheres Ansehen werden, nach fünfzig Jahren, auch die kassubischen Dörfer gewinnen, so bald ihre Bewohner in der Ueberzeugung handeln, daß sie Fleiß, Mühe und Anstrengung zu ihrem eignen und ihrer Kinder Nutzen verwenden!

Denn thätig, arbeitsam und ausharrend ist der kassubische Bauer, wo es auf seinen eignen Vortheil ankommt. Daß nicht mehrere Männer anderweitige Erwerbs-Zweige ergreifen, die Weiber und ihre Töchter nicht selbst ihre Leinwand weben und sich diese Fertigkeit erwerben, wodurch viel erspart und auch mancher Groschen gewonnen würde, - liegt nicht bloß und allein an der Faulheit oder Unfähigkeit zu solcherlei Beschäftigungen, sondern größtentheils an den beengten Wohnungen, die mit Menschen dergestalt überfüllt sind, daß Niemand Raum zu irgend einer, Vortheil bringenden häuslichen Verrichtung behält, so wie an den bisherigen Hindernissen des freien Gebrauchs von Zeit und Kräften.

Bei dem bisherigen, so unsichern Besitz des Bauernguts entstand Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, und - als unausbleibliche Folge derselben - Unordnung in der Feldwirthschaft, die um so weiter um sich griff, je weniger man darauf bedacht war, ihr zu steuern. Wenn z.B. Gräben auf Wiesen und Viehweiden seit hundert Jahren nicht aufgeräumt worden, Niemand auf die Erhaltung und Besserung der Dämme bedacht nahm, und solchergestalt die Wiesen, zum Verderb von Gras und Heu, durch Überschwemmungen litten, die Weiden unzugänglich wurden und versumpften, das Weidevieh täglich darinn versank und beim Herausziehen der Mißhandlung und Verstümmelung ausgesetzt war u.s.w. - so lag das freilich fast immer an dem ermangelnden Gemeinsinn der Einzelnen, so wie an der mangelnden Aufsicht und Leitung des sorglosen Volks. Ein guter Rath zur rechten Zeit, die Ansetzung eines tüchtigen Dorfschulzen, und, wo es Gefahr im Verzuge gab, ein ernster Befehl, würde fast immer jenes Zurückkommen im Wohlstande Aller, wie des Einzelnen, abgewehrt oder verhütet haben. Warum ist man doch gegen das Gemeinbeste nur zu oft so gleichgültig, so bald man selbst keinen Vortheil zu hoffen oder keinen Verlust zu fürchten hat! Es scheint ja nur billig, daß wir für den, der seine Zeit und Kräfte - oft seine Gesundheit für uns aufopfern muß, auch unser höheres Maaß von Einsichten verwenden, dem Blinden unser Auge leihen, den Unmündigen berathen und ihn nicht dem Zufall, oder wohl gar dem voraus zu sehenden Verderben, preisgeben.

(Gewohnheiten und Gebräuche)ⁿ

ⁿ 2.Bd. 1821, S.455 ff.

Verlust und wesentlichen Nachtheil bringen diesem Volke auch seine nationalen **Gewohnheiten** und **Gebräuche**, die hier noch mit einigen Worten berührt werden mögen.

Ueberall in seine Verhältnissen bedrängt, ist ihm in seinen Verrichtungen eine **Eile** zur Gewohnheit geworden, die oft an Uebereilung grenzt. Seine Erndten sammlet er ein, bevor sie noch völlig reif und zeitig geworden: denn begierig, sich der Frucht seines Fleisses zu versichern, und gewohnt, sich allstündlich zum Herrendienste aufgeboden und dadurch genöthigt zu sehen, das eigne Getreide der eintretenden ungünstigen Witterung preis zu geben, oder gänzlich verdorben einzuscheuern, läßt er stets nur den, durch das Herkommen bestimmten Tag über den Anfang der Erndte entscheiden. An vielen Orten muß das Getreide in Einer Nacht fallen und wieder aufstehen, d.h. gemähet und auch gleich in Garben gebunden werden. Wird es nicht schon gleich des nächsten Tages eingefahren, so trocknet es doch selten 48 Stunden. Oft tröpfelt beim Aufbinden das Wasser noch aus den Garben. Ueberhaupt arbeitet der Kassube gern bei Nacht in der Senseszeit; - für ihn zugleich eine Zeit des Wohllebens und der Herrlichkeit, die ihm auf die Anstrengungen der Nacht einen festlichen Genuß bei des Tages Last und Hitze gewährt. Diese frohe Zeit der Roggen-Erndte nennt er den **Domnik**, weil sie von Alters her auf den Festtag dieseses Kalender-Heiligen trifft.¹⁰

Daß indeß jene Eile ihm, so wie seinem Vieh, oft verderblich seyn müsse, wird man leicht glauben: aber sie vermindert auch seinen Wohlstand, indem sie ihm vielen unnützen Aufwand verursacht. Er hat z.B. die Sitte, daß, wenn die Zeit zum Mähen seiner Wiesen gekommen, - mögen die Grasarten zeitig seyn, oder nicht; möge ihm ein Aufschub von 8 oder 14 Tagen, bei gedeihlichster Witterung, noch so sichern Vortheil im Ertrage versprechen - er dennoch unerbittlich den Stab über sie bricht. Von nah und fern ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen; bewaffnet gehen sie mit ihm Abends in die Wiesen, das Todesurteil zu vollstrecken, und unter fröhlichem Jubel währt die Arbeit bis an den hellen Morgen. Hinreichender, ja überflüssiger Vorrath an Brandtwein und Bier erhält die Kräfte; trotz der Geschäftigkeit der Zuträger werden die Flaschen und Legel^o nicht erschöpft.

Die Gefälligkeit ist nun erwiesen; und der Wirth ist nicht gesonnen, sie unbelohnt zu lassen. Denn inzwischen ist auch die Hauswirthin die ganze Nacht geschäftig

¹⁰ In dieser Erndtezeit pflegt auch sein Roggenbrodt von einer etwas bessern Beschaffenheit, als in den übrigen Monaten des Jahres, zu seyn. Hk.

^o Leggel, Lechel: hölzernes Tönnchen, zum Trinken eingerichtet; ... (Wossidlo/Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch, 1963)

gewesen, eine Mahlzeit zuzurichten; hat alle Vorräthe ihrer Speisekammer an Würsten, Eiern und Butter aufgeboden und auf's neue Bier und Brandtwein herbeigeschafft, damit der Mann und seine Freunde sich für die schwere Arbeit der Nacht erquicken und den ganzen Tag fröhlich mit ihnen verbringen können. Hier wird nun so viel verzehrt, oder vielmehr verpraßt, daß die ganze Bauer-Familie davon vierzehn Tage lang reichlichen Unterhalt hätte haben können, anstatt daß sie nunmehr das Verschwendete durch Hungerleiderei wieder einzubringen suchen muß. Hätte der Wirth sich Zeit gegönnt und diese Wiesen-Arbeit mit eigenen Leuten in 2 oder 3 Tagen verrichtet, so wäre ihm inzwischen noch vieles Gras zugewachsen; er hätte reiner und sorgfältiger, als in der Nacht geschehen kann, gemähet, und viel gewonnen und viel erspart. Aber diese und ähnliche Verkehrtheiten sind ihm nun einmal zur Gewohnheit geworden. Er selbst sieht sie, beim Mangel des Nachdenkens, in diesem Lichte nicht, und Niemand giebt sich die Mühe, ihn davon abzubringen. Umstände und Verhältnisse haben wahrscheinlich einst diese nächtlichen Anstrengungen nothwendig gemacht: jetzt ist ihm der Gebrauch von seinen ältesten Vorfahren überliefert; und er glaubt wohl daran zu thun, wenn er dies Vermächtniß in Ehren hält.

Noch eigenthümlicher und auffallender sind hier die Sitten und Gebräuche der kassubischen Wenden bei ihren *Hochzeiten*. Alle Feste dieser Art im ganzen Kirchspiel werden in der Regel, kurz vor Martini, an Einem und dem nemlichen Tage (gewöhnlich am Dienstage nach dem dritten Aufgebot) gehalten; und nur in dringenden Fällen pflegt man zu einzelnen Trauungen auch in andern Jahreszeiten zu schreiten.

Bei den Verlobungen wird nie um das Heirathsgut gehandelt. Dazu sind sie auch viel zu arm.¹¹ Vielmehr überläßt man diese Ausmittlung der Liebe und den

¹¹ Wenn Kassuben gewöhnlich für die Speisekammer von Hinterpommern gehalten wird und die Güter am Leba-Strome von besonderer Einträglichkeit durch ihre schönen Wiesen und herrlichen Viehweiden sind, - wie haben denn gleichwohl die Bewohner dieses Ländchens so zur Armuth herabsinken können? Vor 50 bis 60 Jahren war der kassubische Bauer hier wohlhabend. Spuren davon sind zwar selten; aber doch haben sich hie und da noch einige derselben erhalten. Man hat diese Menschen in früheren und späteren Zeiten zusehr belastet; und hie und da ershwert man ihnen noch jezuweilen die Bürde. Auf diese Weise von allen Seiten gedrückt und geängstigt, suchte der, an Leib und Geist gleich arme Kassube seine Hülfe in einer Menge von Dienstleuten, Knechten, Mägden, Jungen und um Tagslohn arbeitenden Instleuten. In der That sind ihm Diese zum Theil auch unentbehrlich, weil er, bei der überall noch bestehenden Unordnung auf Aeckern, Wiesen und Weiden, zum Hüten jeder einzelnen Viehgattung, wenn er nicht eigene Kinder hat, Dienstjungen und Dienstmädchen annehmen muß; ungerechnet noch das eigne Acker- und Schaarwerksgesinde, zu dessen

Vermögensumständen der beiderseitigen Eltern. Jedoch sind dabei die gewöhnlichen Geschenke unerlässlich und fallen nur bei höchster Armuth weg. Die Braut muß dem Bräutigam ein Hemde, ein Paar Beinkleider, ein Schnupftuch, ein Halstuch, ein Paar Strümpfe und ein Paar Handschuhe vor der Trauung - bei der Verlobung aber noch besonders ein Hals- und ein Schnupftuch geben. Jeder seiner Verwandten bekommt von ihr ein Paar der vorbelobten Fausthandschuhe, deren sie auf diese Weise oft über 30 Paare zu verschenken hat. Auch dem Gutsherrn sogar, und Jedem seiner Söhne, müssen dergleichen verehrt werden; so wie seiner Gemahlinn, und Jeder ihrer Töchter, ein Paar bunter, selbst gewebter Strumpfbänder: dagegen erhalten sie von der Gutsherrschaft ein Hochzeitsgeschenk in baarem Gelde. Auch dem Prediger hat die Braut vor der Trauung ein Paar dergleichen Handschuhe, als Graatial für das, mit ihr gehaltene Katechismus-Examen, abzuliefern. (Doch diese letztere unbequeme Prüfung haben sich die Kassuben vorlängst wohlbedächtig vom Halse zu schaffen gewußt, und entrichten jenes Geschenk gerne umsonst). Schon als heranwachsendes Mädchen ist man daher frühzeitig auf Sammlung der hiezu erforderlichen Wolle bedacht, und spinnt und strickt in Vorrath, um dereinst nicht in Verlegenheit zu geraten.

Hat der Bräutigam einen Vater, so schenkt ihm die Braut noch besonders ein Hemde, ein Schnupftuch, ein Halstuch und ein Paar Handschuhe; seiner Mutter hingegen vier Ellen schlesische Leinwand zum Umhänge-Laken. Jede seiner verheiratheten Schwestern erhält zwei Ellen - die unverheiratheten aber Jede nur Eine Elle solcher Leinwand.

Seinerseits schenkt nun der Bräutigam bei der Verlobung seiner Braut zwei Ellen feiner Leinwand, ein Paar Schuhe und Einen oder mehrere Thaler an Gelde. Geht sein Vater, oder auch sein Bruder, mit zur Verlobung, so verehren auch Diese der Braut ein Geschenk von 12 Groschen bis 1 Thaler 8 Groschen. Der Brautvater empfängt vom Bräutigam eine Pudelmütze; Jeder ihrer Brüder einen Hut, Jede ihrer Schwestern

Haltung er sich genöthigt sah. Allen muß er Lohn, Brodt, Kleider geben; den Einliegern, die ihm tagelöhnern, mehrere Stücke Land zur freien Aussaat einräumen und bestellen oder bestimmte Schocke Getreide liefern; welche letztere ihm, bei hohen Getreidepreisen, gedoppelten Verlust zuzieht. Wie wenig muß dies Alles ihm selbst übrig lassen! Das Gesinde arbeitet zudem schlecht und faul, weil es von Jugend auf an die träge und oberflächliche Schaarwerks-Arbeit gewohnt ist. So konnte denn der Ackerwirth schwerlich auf einen grünen Zweig kommen, sondern mußte nach und nach verarmen. Aber einmal an viele Hülfs Hände gewöhnt, glaubt er noch immerfort, sie nicht entbehren zu können, bis eine bessere Wirthschafts-Einrichtung und im Ganzen zweckmäßigere Anordnungen ihn aus dem Traume wecken werden.

eine Elle schwarzen Kalamank zu einer Liwk. Ihre Mutter aber bekommt von ihm, des Anstandes wegen, nichts.

Am Montage vor der Hochzeit wählen Braut und Bräutigam Jedes seinen besonderen *Stary*. (Alten; Er kann aber auch immer jung seyn, und ist eigentlich Hochzeitsbitter, Platzmeister.)¹² Dieser erscheint nun in dem vorbeschriebenen schwarzen Fest-Rock mit roth-friesnem Unterfutter; aber zu seiner völligen Ausstattung gehört noch, daß seine Pudelmütze vorne mit einer Platte von Knistergold, mit einer dreifarbigem Bandschleife und einem, mit Schaumgold beklebten Strauß von Wintergrün oder deß etwas¹³, so wie mit gleichmäßiger Schleife und Strauß an der Brust und hinter den Aermel-Aufschlägen ausgeschmückt werde; auch müssen hinter den roth aufgeschlagenen Rockschoßen neue Fausthandschuhe eingehängt seyn und herabbaumeln.

In diesem Aufputz ergreifen nunmehr beide Stary's den Wanderstab, der gewöhnlich roth angestrichen und mit einem gedrechelten braunen Knopf versehen ist, uns gehen aus, die Gäste, mittels einer dazu einstudierten Rede, zur Hochzeit einzuladen. Leider aber sind die vielen, hierbei eingenommenen Schnäpse schuld, daß gar bald die schönsten Blumen dieser Rede ersaufen, die Zunge gelähmt wird und das Gleichgewicht des Körpers immer mehr zu schwanken beginnt. So taumeln dann beide - und oft noch mehrere gleichzeitige Stary's, rechts und links durch das Dorf, bis gewöhnlich, etwa gegen Mitternacht, eine mitleidige Hand sie wieder in das Hochzeitshaus zurück, oder ein glücklicher Zufall sie nach Hause geleitet.

Hier pflegte sich sonst eine andere Scene zu eröffnen, die jetzt nur selten vorkommt. Zwei andre, zur Hochzeit geladene Männer, geputzt, wie jene, nun zur Ruhe gegangene Stary's, schirren vier Rappen an; und je weniger dessen ist, was sie einzuholen haben, desto größer gewöhnlich auch der Heuwagen, den sie damit bespannen. Der Eine setzt sich auf das Vorder-, der Andere auf das Hinterpferd; die Hand ist mit einer stattlichen, in der Stadt gekauften Lederpeitsche bewehrt, und so fahren sie bedächtlich nach der Brautwohnung, um (wenn sie zu demselben hinüberzieht) ihren Brautschatz zum Bräutigam hinüber zu führen.

Es ist zehn Uhr abends. Die Pferde werden in den Stall gezogen; wogegen die Hochzeit-Trabanten sich hier nicht minder die ganze Nacht gütlich thun. Unter der Zeit schleicht sich loses Volk hinaus und sucht ein Rad, Runge, Leiter u. dergl. von

¹² *Stary* ist sonst auch der Ehrentitel, der dem Prediger beigelegt wird. Auch ich empfieng ihn, wenn ich als Superintendent diese Gemeinde besuchte. Hk.

¹³ Ist der Bräutigam ein Wittwer, so wird hier von seiner Seite, dem Stary noch ein Sträußchen von Hafer hinzugefügt.

dem Wagen zu stehlen. Die beiden, immer wackern Schatzmeister legen ihre Peitschen nicht aus der Hand; stürzen zum öftern plötzlich zur Thüre hinaus, und Jeder, den sie bei ihrem Wagen ertappen, wird für seinen Frevel tüchtig abgebläut. Kömmt nun der Morgen, so werden endlich Anstalten zur Abreise getroffen. Dieser und Jener bringen irgend ein, von ihm entwandtes Stück des Brautwagens zurück, und spricht: „*Zwar hab' ich euch das gestohlen: da ihr aber eine so weite Reise vorhabt, so soll es euch hiemit erstattet seyn.*“ Dafür bekömmt er einen Schnapps und kassubische Pfeffernüsse, die jedoch nur aus kleinen hartgebackenen Würfeln von bloßem Roggenmehl bestehen.

Nun werden die Pferde angespannt und die Schwänze, Mähnen und Zäume derselben mit grünen, übergoldeten Sträussern herausgeputzt. Der Brautkasten mit seinem armseligen Inhalt, sammt den Brautbetten, werden aufgeladen; die beiden Trabanten besteigen wieder in der vorigen Weise ihre Gäule; die Braut-Frauen, die den Brautschatz beschützen, setzen sich auf den Wagen, und nun --

Doch hier werde zuvor bemerkt, daß bei den Kassuben hier am Leba-Strome keine Ehefrau zur Hochzeit eingeladen wird und dahin kommen darf. Nur wählen Braut und Bräutigam Jedes zwei Ehren-Frauen, *Przedanka*¹⁴, die sich auch wirklich durch dies Amt hoch geehrt halten und eifrig darnach streben. Vor den Hochzeits-Mädchen zeichnen sie sich dabei durch das weisse Hänge-Laken aus. Doch zurück zu unserm Zuge!

Dieser geht jetzt in vollem Galopp nach des Bräutigams Wohnung, die gleichwohl nicht so gar schnell erreicht wird. Denn unterwegs lauern überall lustige Burschen auf mit langen Stangen, welche sie hurtig, queer über den Weg, in eine Strauchzaun stecken, daß die Pferde stehen bleiben müssen. Doch schon versehen auf diesen Fall, haben die beiden Wagenführer sich von der Braut die Taschen mit Nüssen und der Brandtweinflasche füllen lassen. Sie kaufen sich los, indem sie für die jubelnden Kinder Nüsse ausstreuen und die Stangenwerfer wiederholt mit dem geistigen Getränk erquicken. - Nach vielem Geschäcker setzt sich der Zug auf's neue in Bewegung; bis abermals eine Wegsperre ihm Stillstand gebietet. Nach drei- bis viermaligem Aufenthalt gelangen sie endlich an das Ziel.

Hier nun nehmen die Ehren-Frauen aus dem Brautkasten die Bettlaken und Handtücher hervor, um das Brautbette aufzumachen. Dabei aber hüten sie sich wohl, die Betten mit den Händen aufzuklopfen, weil sonst unfehlbar das zukünftige Ehepaar

¹⁴ Vielleicht, da kein Kassube die eigentliche Bedeutung dieses Wortes anzugeben weiß, soviel als „Ueberliefererin“ der Braut an den Bräutigam, und umgekehrt, von *przedak*, verkaufen.

sich schlagen würde; vielmehr muß dabei Alles nur sanft gestrichen und aufgelockert werden. Sie schliessen den Kasten und die Brautkammer zu, übergeben den Schlüssel von letzterer dem Bräutigam und kehren darauf zu der Braut zurück.

Indeß versammeln sich auch die Hochzeitsgäste sowohl im Hause des Bräutigams, als in der Wohnung der Braut, je nachdem sie von dem Einen oder Andern Theile geladen sind, zum Frühstück. Brandtwein und Butterbrote werden im Ueberflusse genossen. Um die Mittagszeit übernimmt der Sary das Amt eines Vorsängers und stimmt polnisch ein Reiselied an: In Gottes Namen fahren wir u.s.w. Hiernächst nimmt der Bräutigam, unter vielen herzlichen Umarmungen und heissen Thränen, Abschied von den Eltern, und die Ehren-Frauen theilen Brodtschnitte unter die Gäste aus, mit der Erinnerung: „*Steck es zu dir; es geht auf die Reise.*“ - Ein Gleiches geschieht im Hause der Braut.

Dann gehen beide Hochzeits-Gesellschaften von hier und dort aus; und so treffen Braut und Bräutigam mit ihrem Gefolge endlich auf dem Kirchhofe zusammen. Sobald nun alle Paare auf diese Weise vereinigt sind, wird auch der Prediger gerufen. Er tritt vor den Altar; der Küster stimmt an; und nun führt feierlich der Sary, mit vor sich emporgehobenem rothen Stab, den Zug in die Kirche. Ihm folgen der Bräutigam, dessen nächste Verwandte und Ehren-Frauen und die übrigen Gäste. In gleicher Ordnung naht auch der Sary der Braut, nebst seiner Begleitung; und so allmählich alle diesjährige Brautpaare hinter einander. Sammt und sonders gehen sie stattlich, mit abgemessenen, aber schwankenden Schritten einzeln um den Altar. Jeder legt dem Prediger einen Kupferschilling, oder auch wohl Rechenpfennig, hin; die Sary's stellen sich, in der Eigenschaft als Trauführer, mit den Brautpaaren vor den Prediger; hinter sie die Ehren-Frauen; und so vernehmen sie, nach geendigtem Gesange, die Traurede.

Daß es hier in der Kirche unter einer Menschenmenge, die sich mit Brandtwein überfüllt hat, nicht so zugeht, als der Tempel des Herrn und die ehrwürdige Handlung es fordern, wird man sich leichtlich vorstellen. Wie nöthig wäre auch hier die Einführung strengerer Aufsicht auf Zucht, Ordnung und Sitte, wenn nicht endlich alle religiöse Handlungen auch bei dem Volke ihre höhere Bedeutung und Werth ganz verlieren sollen!

Nach der Trauung¹⁵ geht die Braut, begleitet von ihren Ehren-Frauen und allen Hochzeit-Mädchen, nochmals um den Altar, kniet an der Seite desselben auf einem

¹⁵ Bei den kurzen Tagen der schon vorgerückten Jahreszeit, bei der oftmaligen Menge der ehelich einzusegnenden Paare und bei dem unvermeidlichen Verzuge, bevor sich Alle in der Kirche versammeln, ist es nicht ungewöhnlich, daß während der feierlichen Handlung die

Bänkchen nieder, wo der Prediger, mit aufgelegter Hand, über ihr betet, und sie einsegnet. Dafür bekömmt er wiederum von jeder Begleiterinn einen Schilling; und hiermit ist die kirchliche Ceremonie beendet.

Die ganze, zu einander gehörige Hochzeits-Gesellschaft verläßt jetzt die Kirche und begiebt sich, sammt Braut und Bräutigam, in ein fremdes, hiezu ersehenes Haus, dessen Eigenthümer die einstweilige Bewirthung aus Gefälligkeit übernommen hat. Die Stary's überschlagen die Kosten des Biers, der Butter und der Heringe, die Jener zum Besten giebt, und leisten ihm Zahlung, nachdem sie den Belauf auf die sämtlichen männlichen Gäste vertheilt haben. Die Braut muß in einer Ecke der Stube sitzen bleiben, wo die Ehren-Frauen sie nicht mehr aus den Augen lassen, noch von ihrer Seite gehen.

Wird es Abend, so geht nun die ganze Versammlung nach dem Hochzeit-Hause; findet es aber verschlossen. Auf geschehenes Anklopfen, wird inwendig gefragt: Wer da sey? - „*Gute Freunde!*“ antwortet man. - „*Mit nichten! Wenn ihr nicht Ausländer (Deutsche) seyd: so gebt euch kundig.*“ - Das erste beste Blättchen Papier wird mit tochter Kohle bekritzelt und, unter oder über der Hausthüre, durch eine Spalte eingeschoben. Aber nicht zufrieden mit dieser Beglaubigung, fordert und empfängt man mehrere ähnliche Zettel, bis endlich die Pforte sich öffnet.

Alles begiebt sich hierauf in die Stube; nur die Mädchen nicht, die auf dem Hausflur zurückbleiben und sich verstecken. Wenn das Brautpaar und die angesehensten Gäste sich an den, für sie zugerichteten Tisch gesetzt haben, geht der *Colfactor* (Hochzeits-Aufwärter, Calfactor) hinaus, sucht die Mädchen auf und führt Jede einem jungen Menschen zu, indem er zugleich Beiden ihre Stelle am Tische anweist. Die vor dem Brautpaare brennenden Lichter dürfen nicht geputzt werden, bis sie von selbst ausgehen, um nicht die Liebesflamme des jungen Ehepaares mit wegzuputzen, bevor sie im Tode gleichfalls von selbst erlischt.

Das Gastmahl richten die Eltern der Braut, oder auch die Brautleute, auf eigne Kosten aus. Es wird aber bei demselben kein Brandtwein mehr, sondern nur Bier gereicht. Die Hochzeitsgäste verehren dazu, weil es in der Jahreszeit daran mangelt, bloß einige Kannen Milch und ein Stück Butter, als Hochzeitsgeschenk, und die nächsten Verwandten auch wohl eine Gans und dergleichen - aber die Hauptsache beruht doch auf denen, die die Hochzeit ausrichten. Da nun die Kassuben hier fast nie

Abenddämmerung stark hereinbricht. Da soll es denn in der, dem genossenen Brandtwein anzurechnenden Verwirrung schon geschehen seyn, daß sich unrechte Paare vor dem Altare zusammengefunden und so priesterlich vereinigt worden. Man sagt jedoch, daß diese Ehen aus dem Stegreif darum nicht schlechter gerathen wären. Hk.

Musik haben und daher auch nicht tanzen, so werden nach der Mahlzeit unschuldige Spiele vorgenommen, bis die Ehren-Frauen die Braut ausgekleidet, den Bräutigam zur Brautkammer hineingeführt. Beide darinn verschlossen, den Schlüssel zu sich gesteckt und sich mit allen Gästen nach Hause begeben haben. Dies Verschliessen könnte jedoch dem jungen Ehepaare, bei einer plötzlichen Feuersbrunst, leicht verderblich werden, da ihre Kammern keinen anderen Ausgang und nur ein sehr kleines Fenster, von kaum einem Quadrat-Fuß Öffnung, haben.

Des anderen Morgens komme jene Frauen wieder in's Hochzeitshaus, kleiden die neue Ehefrau an und räumen die Brautkammer auf. Nach und nach finden sich auch die übrigen Gäste des vorigen Tages ein. Die männlichen werden vom Bräutigam mit Schnapps und Butterbrodt bewirthet, von seiner Ehegenossinn aber mit Nüssen beschenkt, wofür die derselben ein Hochzeit-Geschenk von einigen Groschen, oder sonst nach Vermögen, verehren. Mittags wird, wie am vorigen Tage, gegessen und die übrige Zeit, bis in die Nacht, fröhlich zugebracht. Am dritten Tage ladet der junge Ehemann persönlich bloß die nächsten Verwandten von beiden Theilen zum Mittagmahl ein; da denn auch erst die Frauen mit ihren Männern im Hochzeitshause erscheinen dürfen.

Ist die Braut zum Bräutigam hinüber gegangen, so darf sie ihre Eltern nicht eher wieder besuchen, als bis sie Sonntags ihren Kirchgang gehalten und durch den Prediger Gott für die glücklich und nach christlichem Brauch vollendete Hochzeit gedankt hat. Hat sie aber binnen dieser Zeit ein dringendes Geschäft an sie, so geht sie zwar an den elterlichen Bauernhof, oder sonst vor die Thüre ihrer Wohnung, aber nicht über die Schwelle hinein, sondern schreiet solange aus Leibeskräften, bis Jemand heraukömmt; wo sie dann ihr Anliegen vorbringt, aber sogleich auch wieder umkehrt.

Wäre die physische Kraft der Kassuben nicht so eisern, so müßten bei diesen festlichen Gelegenheiten Viele derselben, in Folge des höchst unmäßigen Genusses von Speisen, und besonders geistigen Getränken, und in der oft schon sehr rauhen Jahreszeit, wo sie nicht selten ohnmächtig unter freiem Himmel liegen bleiben, erkranken und es mit dem Verlust der Gesundheit, oder wohl gar des Lebens, büßen. Dennoch geschieht dies nicht häufig. Mit Ausnahme dieser Veranlassungen und des Stadtbesuches lebt hingegen der Kassube, in der Regel, nüchtern. Es finden sich aber auch Dörfer, deren Einwohner sich, besonders an den Sonntagen, einer fortwährenden Trunkenheit ergeben, und wo Viele derselben den Krug nur selten verlassen; wo aber

auch die Moralität auf eine auffallende Weise zu Grunde gerichtet ist und die Verdorbenheit sich auf beide Geschlechter erstreckt.¹⁶

Eine noch lächerlichere Posse, als wir deren bei den Hochzeiten einige erwähnt haben, fand hiesigen Ortes noch vor wenigen Jahren statt und hat sich nunmehr zwar gänzlich verloren, mag aber dennoch, ihrer Sonderbarkeit wegen, hier einen Platz verdienen.

Der sinnliche, an seine Erdscholle gefesselte Kassube, unfähig sich zum Unsichtbaren und Uebersinnlichen zu erheben, suchte ehemals noch mehr, als jetzt, seine Geistesleere durch Ceremonien-Werk auszufüllen, dessen er nie zuviel haben konnte; und so mußte denn auch jede Taufhandlung mit vorangegangenen Gebräuchen vollzogen werden. Eine Stunde zuvor, ehe der Täufling nach der Kirche getragen wurde, schickte man ebenfalls zwei Stary's (Umbitter, die hier den Namen der *Alten* nur im Verhältniß des Neugebohrnen verdienen konnten) aber von einem ganz andern Schlage. Es wurden nemlich zwei Knaben von 8 bis 9 Jahren ersucht, die ganze Dorfgemeinde zur Taufe einzuladen. Man denkt leicht, daß sie sich hiezu sehr willig finden liessen; nicht sowohl des Ehren-Aemthens wegen, als vielmehr, weil es dabei einigen Schnapps oder sonst dergleichen zu verdienen gab.

Diese beiden flinken Stary's nun stürzten plötzlich in das nächste Haus hinein, stießen schnell die Stübtüre auf und begannen auf der Schwelle jähling und mit einem Geschrei, als ob sie auf einem Speere steckten, ihre Einladungsrede an: „*Rarara, hohoho, rarara, zostaniec z Bogiem, niemasz wiele czasu.*“ (Lebt wohl, uns fehlt die Zeit.) - Mancher wurde durch dies unerwartete Gekreische auf den Tod erschreckt; er sprang auf, um sein Hausrecht zu üben und die ungelegenen Umbitter mit dem Stocke zu bewirthen. Eh er sich aber erhob und nach dem Braunen greifen konnte, verschwanden die leichtfüßigen Spaßvögel vor seinen Augen, ohne auf die nachschallenden Verwünschungen und Schimpfreden zu hören, und warteten ihres leichtfertigen Amtes bereits im nächstfolgenden Hause. Unbekümmert um den Empfang, verliessen sie sich auf ihre geflügelten Socken, warfen die schweren Holzschuhe schnell von den Füßen, um sie dann mit den Händen zu ergreifen und, durch Schnee und Koth, in wilder Eile davon zu rennen.

¹⁶ *Das Kirchspiel Glowitz zählt zwölf eingepfarrte Dörfer. Die Kirchgänger aus denselben finden aber in dem Pfarrdorfe, zunächst um die Kirche her, drei mit wohlberechneter Speculation auf ihren Durst angelegte Brandtwein-Schenken, worinn sie, während des deutschen Gottesdienstes, verweilen, demnächst aber mit den deutschen Andächtigen in ihrer Reihe wechseln können. Hk.*

So gieng es, das ganze Dorf herum, von Haus zu Haus; mochten wirklich aus demselben Taufzeugen erbeten seyn, oder die Einwohner nur aus Höflichkeit und zum Schein geladen werden. Viele, besonders Deutsche, schlossen, wenn sie von einer vorhandenen Taufhandlung hörten, schon im Voraus die Thüren ab, um nicht von den kecken Buben überfallen und erschreckt zu werden, die aber nichts desto minder ihren Auftrag vor dem Stubenfenster mit gedoppeltem Geschrei vollzogen und dadurch übel ärger machten. - Verspottung, Drohungen und mitunter angewandter nachdrücklicher Ernst vermochten endlich das hiesige kassubische Volk, diese Sitte einzustellen.

Wahrscheinlich fand sie einst in früheren Jahrhunderten ihren Ursprung, als die Dorfsgenossen nur noch ein kleines Häuflein von wenigen, engverbundenen Familien ausmachten, welche bei solchen Festlichkeiten, entweder als wirkliche Taufpathen, oder doch als Gäste bei dem Mahle, ohne Ausnahme erschienen; und wenn gleich dies Verhältniß sich in der Folge änderte, so ward doch die Einladung beibehalten, aber allmählich in eine bloße Posse verwandelt. Als zu Einer Familie gehörig aber betrachten sich die einzelnen Dorfschaften noch immer mit um so vollerm Rechte, da sie von jeher ihren Stamm, gleich den Israeliten, unvermischt zu erhalten gesucht haben: denn selten werden Heirathen unter Personen aus verschiedenen Ortschaften, wenn sie gleich zu der nemlichen kirchlichen Gemeinde gehören, noch viel seltener aber aus einem fremden Kirchspiel, geschlossen.

Eben so strenge halten sie darauf, daß ihren Kindern keine andre Taufnamen, als die jedes Orts üblich sind - am allerwenigsten aber *deutsche* Vornamen beigelegt werden; so tief ist der alte Haß gegen ihre ehemaligen Verdränger bei ihnen eingewurzelt! Daher heißt hier Alles, was männlich ist, bloß: Martin, Michel oder Paul, und alles weibliche: Katharine, Stanze, (Constantia) Else, (Elisabeth) was bei Ausfertigung der Taufscheine und Anfertigung militairischer Stammrollen Anlaß zu vielfachen Verwechslungen giebt, da auch der Zunahmen, bei den ausgebreiteten Familien, nur wenige sind.

Neben jener thörichten Gewohnheit vor der Taufe haben aber die kassubischen Wöchnerinnen auch eine schöne religiöse Sitte, die wohl Empfehlung verdient. Die Mutter trägt nemlich beim Kirchgange ihr neugebohrnes Kind auf den Armen; geht während des Gesanges um den Altar; begleitet von mehreren, in die oben beschriebenen weissen Laken eingehüllten Frauen, so wie von Mädchen; kniet dann zur Seite auf einem Beischlag nieder und wird von dem, vor dem Altare stehenden Prediger, indem er ihr und ihrem Kinde die Hände betend auflegt, feierlich eingesegnet. - Stirbt die Wöchnerinn im Kindbette, bevor sie ihren Kirchgang gehalten, so wird sie bei ihrer Beerdigung, begleitet vom ganzen Leichenzuge und

angeführt vom Prediger, zuvor auf dem Kirchhofe rings um die Kirche getragen, wie sie beim Leben innerhalb derselben um den Altar gegangen wäre, und dann erst zur Grabstelle abgeführt.¹⁷

Jene schöne, zur Dankbarkeit gegen Gott erweckende Sitte übten ehemals auch die deutschen Frauen, und selbst Damen kassubischer Abkunft. Da aber diese davon abgekommen sind, so fängt selbst unter dem Volk, so wie in anderer Hinsicht, so auch hierin, Launigkeit und Kaltsinn gegen alles Religiöse einzureissen, und die Macht des bösen Beispiels wird auch unter den sonst so schwärmerisch-andächtigen Kassuben von Zeit zu Zeit immer sichtbarer. Ja, es ist zu besorgen, daß er endlich das Kind gar, sammt dem Bade, ausgiessen werde.

Sey es mir noch erlaubt, hier eine Bemerkung zu machen, welche eine Angelegenheit der Menschheit betrifft. Ist es irgendwo wünschenswerth und nothwendig, daß unterrichtet deutsche Hebammen angestellt werden, so ist es vorzüglich hier, wo Aberglauben, Vorurtheile und Unwissenheit ihre Werke der Finsterniß treiben. Häufig z.B. nehmen die Kassubinnen im Zustande der Schwangerschaft, bei den gewöhnlichen Zufällen, die Saamenkörner des, bekanntlich äusserst giftigen Stechapfels, (*Datura Stramonium* L.) unter dem Namen „schwarzer Pfeffer“ ein. Sollen davon nicht die hier oft vorkommenden schweren Geburten und Entbindungen von todtten Kindern, oder deren baldiges Absterben nach der Geburt, die Folgen seyn? - Die unwissenden kassubischen Hebammen geben den Schwängern, Wöchnerinnen und Neugeborenen häufig Goldtropfen und andere nachtheilige Arznei-Mittel ein, die nur Schaden für Gesundheit und Leben anrichten können. Belehrung und Warnung richtet gegen diese tief eingewurzelten Vorurtheile nichts aus. Eben so fruchtlos sind alle Bestrebungen zur Ansetzung unterrichteter deutscher Hebammen, wo Kaltsinn und Gleichgültigkeit jede Unterstützung und Mitwirkung versagen.

Aus allem Angeführten geht nun überzeugend hervor, daß das hiesige kassubische Volk an mannigfachen Gebrechen kränkelt, die ihm an Wohlstand und Sittlichkeit verderblich werden: aber auch, daß es nur aus einem unmündigen Zustande befreit

¹⁷ *Der Herr Verfasser irret, wenn er glaubt, daß sowohl jene feierliche Einsegnung der Sechswöchnerinnen bei ihrem Kirchgange, als diese Art des Leichenbegräbnisses, ausschließlich Sitte der Kassuben sey. Sie findet sich auch in vielen deutschen Landgemeinden Pommerns. Hie und da fügt auch, bei Beerdigung der Wöchnerinnen, der Aberglaube den Gebrauch hinzu, daß beim Umzuge um die Kirche Jemand aus dem Trauergefolge heimlich eine kleine Münze in irgend eine Mauerspalte des Gebäudes steckt, statt des Opfers, welches die Wöchnerin auf den Altar gelegt haben würde. Hk.*

werden darf, um dem deutschen Pommer bald zur Seite gestellt werden zu können und, bei vermehrtem Wohlstande, auch in einer vortheilhafteren Gestalt zu erscheinen. Besonders wird dies geschehen, wenn, wie doch mit Gewißheit zu erwarten ist, auch von obenher kräftig dafür gesorgt wird, daß nicht, indem der Eine Theil der niedergedrückten Menschheit seine freithätige Selbstständigkeit erlangt, der Andere in eine desto härtere Abhängigkeit und Willkür gerathe.

Am Leba-Strome, im Jahre 1820.

Extra-Kassubischer Aberglaube.

Zur Beherzigung für die Gegner einer zweckmäßigen Aufklärung des Landvolks und Verbesserung seiner Schulen^p

Die längst gemachte Erfahrung, daß, je unwissender und roher ein Volk, desto mehrerem und gröberem Aberglauben es ergeben sey, bewährt sich auch bei den Kassuben unsres Pommerlandes. Der häufige und auffallende Aberglaube unter diesem Volk, das selbst noch Spuren von heidnischen Gebräuchen wahrnehmen läßt, kann nur aus seiner großen Unwissenheit und Gedankenlosigkeit erklärt werden, in die es durch seinen bisherigen Stand und Abhängigkeit gerathen ist und darin Jahrhundertlang erhalten wurde, ohne einen Erretter unter den Sterblichen zu finden. Doch, zur Sache!

Wollte man die ganze Masse von Kassubischem Aberglauben zusammenhäufen, so würde man sehr leicht ein dickleibiges Buch zusammen schreiben. Schon unter dem deutschen und polnischen Landvolk giebt es eine reiche Frucht des Unverstandes: aber was will das gegen die Fruchtbarkeit der kassubischen Rohheit sagen? Hier nur ein Pröbchen von dem sinnlosesten Aberglauben unter diesem Volk.

Wie die Hebammen versichern, - Referenten ist die wahre Beschaffenheit ungekannt, - so soll, wiewohl sehr selten, manches Kind bei seiner Geburt eine zarte Kopf-Bedeckung, einem Mützchen ähnlich, mit auf die Welt bringen.¹⁸ Ein solches Kind wird für eine ausserordentliche Erscheinung gehalten. Der Volksglaube gebietet dieses Mützchen zu trocknen und sorgfältig aufzubewahren. Geht die Mutter nach sechs Wochen, früher oder später, zur Kirche und Opfer, und nimmt ihr neugebournes Kind mit zur Kirche, so muß sie vorher jenes aufbewahrte Mützchen so verbrennen, daß es sich zu Pulver reiben läßt, welches dann dem Kinde mit Muttermilch eingegeben wird. Doch kann das auch früher, bald nach der Geburt des Kindes, geschehen. Nur muß dafür gesorgt werden, daß das Kind nicht stirbt, ehe es sein eignes Mützchen verschluckt hat; sonst erfolgt das schrecklichste Unglück. Ein Kind, oder ein erwachsener Mensch, der ohne das, auf die Welt gebrachte Mützchen verschluckt zu haben, stirbt, richtet sich im Grabe wieder auf und verzehrt zuerst alles Fleisch von seinen eignen Händen und Füßen, sammt dem Sterbhemde, das er in den Sarg mitbekommen. Diese Gefräßigkeit geht aber demnächst bald über das Grab hinaus; sie verzehrt selbst Lebende! Denn nun sterben die nächsten und dann die entfernteren Anverwandten des unersättlichen Todten, Einer nach dem Andern dahin.

^p 3.Bd. 1821, S.421-426

¹⁸ Wahrscheinlich das Amnion oder ein Theil desselben.

Sind diese Alle verzehrt, hingerafft, so geht die wüthende Gefräßigkeit an die Kirchenglocken; es fängt an, sie zu läuten, und soweit der Schall derselben vernehmbar ist, muß Alles, Groß und Klein, Jung und Alt von Menschen, aussterben. Zum Glück giebt es noch ein Mittel, dieser rasenden Gier Einhalt zu thun. Hat ein Wahrsager oder Wahrsagerinn, auf die der Kassube viel hält, die Ursach der jammervollen Sterblichkeit entdeckt und durch seine geheime Kunst herausgebracht, daß das schreckliche Unglück von einem Todten herrührt, dem man sein Hautmützchen im Leben vorenthalten, so muß ein solcher Todter sogleich aufgegraben und ihm der Kopf mit einem, wo möglich Kirchen-Todten-Spaden abgestochen werden; da dann seine Gefräßigkeit getilgt und das ferne Unglück der Sterblichkeit gehemmt wird.²³

Daß sich dieser abgeschmackte Aberglauben noch unter diesem Volk in unsern Tagen erhält, wo doch so viel gelehrt, gepredigt, gegen den Aberglauben angekämpft wird, - offenbarte sich zu Anfang dieses Jahres in meiner Gemeine. Eine Büdnerfrau aus dem hier eingepfarrten Dorf Poblitz fühlte, nach dem Tode ihres dreijährigen, am Scharlach verstorbenen Söhnleins, große Unruhe, und klagte, daß ihr das Kind beständig vor Augen stehe. Der geängstigte Ehemann schickte, auf Anrathen kluger Leute, zu einer Wahrsagerinn in ein benachbartes Dorf, welche den Orakelspruch vernehmen ließ, daß das Kind zu denen gehören möchte, die mit dem vorerwähnten Mützchen geboren worden. Es sey im Grabe aufgelebt, zehre an sich, und man solle es aufgraben und ihm Bescheid thun, und - die Mutter werde ihre Ruhe wiedererlangen. Nun wird die ganze Verwandtschaft allamirt; die Weiber laufen zusammen und setzen der kranken Frau und ihrem trostlosen Ehemann zu, das Kind aufgraben zu lassen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen und ein allgemeines Unglück für sie und die ganze kleine Kirchen-Gemeine, die ringsum die Kirchenglocke hören könne, zu verhüten. Es werden Boten abgeschickt, die das Kind hier am gemeinschaftlichen Todten-Acker am Kirchdorfe, ohne Anzeige bei der Gutsherrschaft oder dem Prediger, aufgraben und untersuchen mußten. Sie fanden es aber unversehrt und so wie man es in den Sarg gelegt hatte, daher die denn auch die furchtbare Operation des Halsabstechens mit ihm nicht vornahmen, sondern ihm ein, der Mutter gehöriges kurzes Umhänge-Lacken umschlungen. Dieses hatte sie ihnen mitgegeben, damit es von ihr auch was hätte und ruhig liegen bliebe, sie aber selbst desto eher Ruhe erlangen möchte, weil sie ihm nichts von dem Ihrigen, sondern nur ein ihr geschenktes Todtenhemde in den Sarg mitgegeben hätte. Die Kassuben haben nämlich die Sitte, daß jeder Anverwandte des Todtenhauses, vom Größten bis zum

²³ *Es ist bemerkenswerth, wie nahe dieser abergläubische Wahn mit dem Vampyr-Glauben der Griechen und Ungarn zusammentrifft. H.*

Kleinsten, dem lieben Verstorbenen noch etwas von dem Seinigen - Haupthaaren, ein Lappchen vom Rock, vom Hemde, vom Halstuch u.s.w. in den Sarg hineinlegt und mitgiebt. Das möchte nun noch so hingehen und ein Drang des letzten Liebe-Erweises seyn; es scheinen aber darunter jene alten heidnischen Begriffe und Vorstellungen versteckt zu liegen, weil man dabei z.B. gewesenen Säufern auch ein Fläschgen mit Brandtwein in den Sarg zu legen pflegt, und eine Art von Todten-Leben unter der Erde träumt.

Ja, es kommen noch Fälle vor, wo man den Verstorbenen ein Stück Geld in den Mund steckt und ihn damit begräbt. Was für Begriffe hiebei zum Grunde liegen, ist nicht leicht herauszubringen, weil sie die ganze Sache zu verbergen suchen, und deswegen getadelt zu werden fürchten. Daß sie hiebei an Charons Fährgehd über den Kokytos gedächten, und das Stück Geld eine Danake für den Charon seyn soll, um ihm den Naulos (Fährlohn) zu entrichten, ist gar nicht gedenkbar. Wahrscheinlich ist's eine gedankenlose Nachahmung einer Sitte, die sich aus dem Heidenthum versteckt noch erhält, und gegen welche, Belehrung und Unterricht, bei den Stumpfsinnigsten unter dem Volke, neben dessen großer Anhänglichkeit an uralten Gebräuchen, wenig, gar wenig auszurichten vermögen.

Vielleicht wird sich hier manche Stimme erheben, den Predigern und Schullehrern den Vorwurf zu machen, daß sie das Volk nicht besser unterrichten und belehren. O, ihr ewigen Tadler des Lehrstandes, kommt doch hier her und dort hin, und hört erst, was und wie unterrichtet und gelehrt wird, und ihr werdet mitseufzen, daß Vieles, ja das Meiste überhört und nicht geachtet wird, und auf's neue die Überzeugung erhalten, daß Vorurtheile, Irrthümer, Aberglauben aller Art leichter, als gute Lehren unter roh und unwissend erwachsenen Menschen sich verbreiten. Hier ist nur Heil im verbesserten Schulwesen zu suchen, wenn die heranwachsende Generation zu Nachdenken und Überlegung angeführt und vor gedankenloser Leichgläubigkeit verwahrt werden soll. Dazu müssen aber alle, selbst geringscheinende Bildungsmittel angewendet werden; und zu diesen letzteren gehört auch das Schreiben und Rechnen, die man für unnütz, ja selbst dem Landvolk und den niedrigeren Menschenklassen für nachtheilig ausschreit. Wahr ist's, kann erst der Bediente und das Stubenmädchen schreiben und das Geschriebene lesen, so ist im Hause mit Briefen u. geheimen Billetten mehr Vorsicht nöthig; aber strenge Ordnung, die alles zu rechter Zeit bei Seite schafft, entzieht der Neugierde jedes Geheimniß. Mißbrauch kann auch in der nützlichsten Sache getrieben werden; das Gesinde kann mit Feuer großen Schaden anrichten; wer will es ihm aber darum entziehen? Richtiger und zeitgemäßer urtheilen die Umsichtsvolleren, welche die Nothwendigkeit einsehen, daß wenn nun, wie billig und gerecht, der streng und unklug gebrauchte

Stock und die Peitsche aufhören u. das Volk durch Vernunft regiert werden soll, man ihm auch Vernunft beibringen u. dazu den Grund in den Schulen legen müsse, damit Trotz und Tücke, Ungehorsam u. Bosheit, Vorurtheile, Irrthum u. Aberglauben überall vermindert, wenn auch nicht gänzlich gehoben werden.

Lorek

Hochzeitsbittersprüche bei den Slovinzen im Kreise Stolp⁹

Hochzeitsbittersprüche in slovinzischer Sprache scheinen schon lange nicht mehr gebräuchlich gewesen zu sein, jedenfalls wurde schon im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts allgemein nur in deutscher Sprache eingeladen. Der Hochzeitsbitter, *stwri* (-der Alte-) genannt, ging, mit bunten Bändern am Hut und Stock geschmückt, in die Häuser der Einzuladenden und sagte seinen Spruch auf, dafür erhielt er ein Glas Bier oder Branntwein und ein kleines Geldgeschenk. Die Sitte, durch den Hochzeitsbitter einladen zu lassen, hat sich bis in die Gegenwart erhalten, doch sagt er jetzt keinen Spruch mehr auf, sondern überreicht nur die Einladungskarte.

a) Hochzeitsbitterspruch aus Stohentin.

Hoch- und wertgeschätzter Freund, ich bitte Sie ganz freundlich, Sie werden mir nicht übel nehmen, daß ich so dreist bei Sie eintrete, denn ich habe eine christliche Werbung an Sie und die lieben Eurigen, weil ich ein ausgesandter Bote bin von der Jungfer Braut N. N. und von dem hochgeehrten Bräutigam N. N. Diese beiden Personen sind willens, in den Stand der Ehe zu treten, und sind willens, von heut über acht Tage die priesterliche Kopulation vollziehen zu lassen. So bittet der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut, sich Freitag Morgen bei dem Herrn N. N. um 7 Uhr morgens einzustellen und dann sich mit einer kleinen Mahlzeit bedienen zu lassen und dann die Brautleute nach Groß Garde zur Kirche zu begleiten und die priesterliche Kopulation anzuhören und die Trauung mit Andacht und Gebet freundlich und gütig anzuhören und nach die Trauung wieder zurück in die Wohnung des Herrn N. N. zurückzukehren. Dann werden wir sehen, was der hohe allmächtige Schöpfer, Gott der Allmächtige, uns an Essen und Trinken bescheret hat, das wollen wir freundlich und gütig annehmen und dann die Hochzeit mit Singen und Springen zu Ende bringen. Stellt Euch ein, groß und klein, ihr sollt alle freundlichst angenommen sein. Habe ich meine Sache nicht gut gemacht, so bitte ich Sie, haben Sie darauf nicht Acht. Denn ich bin jung von Jahren, ich bin der Sache noch wenig erfahren. Haben Sie ein Gläschen Wein, so schenken Sie ein. Haben Sie eine Flasche Bier, so geben Sie sie mir. Haben Sie nicht Bier und Wein, so geben Sie mir ein Gläschen Branntwein. Denn ohne Bier und Branntwein kann der Hochzeitsbitter niemals lustig sein. Amen.

b) Hochzeitsbitterspruch aus Rotten.

Hochverehrte Freunde, nehmt mir nicht für übel, daß ich so dreist hereingekommen bin, ausgesandt von Braut und Bräutigam. Er bittet euch, gnädigst in acht Tagen euch in sein Haus zu versammeln und mit einem Frühstück bedienen zu lassen und alsdann Beistand zu leisten zur Trauung, indem er willig ist, wenn Sie einen Sohn oder Tochter ausgeben oder sonst eine Kollation ausstellen, euch wieder Beistand zu leisten. Nach der Trauung kehren wir wieder in das Haus zurück und wollen eine fröhliche Gesellschaft vollbringen .

L[orentz].

⁹ Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde, herausgeg. Von F. Lorentz und I. Gulowski. (1.Jg.) Heft IV, Leipzig 1909, S.154-156

Eberhard Tietz:
Hochzeitsitten in Retzow^s

Mannigfach und interessant sind sie in meinem Heimatdorfe!

Sie sind allerdings im Laufe der Zeit vielfach verändert worden. Vor 50 Jahren etwa herrschte folgender Brauch: War eine Hochzeit festgesetzt, so wurde ein Hochzeitsbitter, meist ein näherer Verwandter der Braut, ausgesandt, um die Gäste einzuladen. Er saß zu Pferde und war mit bunten Bändern reichlich geschmückt. Bei der Einladung sagte er seinen Spruch auf und erhielt dafür eine Belohnung. Mir erzählte hier im Dorfe ein alter Mann, daß er in seiner Jugend als Hochzeitsbitter in die Stuben der Leute hineingeritten sei und seinen Einladungsspruch vom Pferde aus aufgesagt habe. Die alte hübsche Sitte hat nunmehr fast ganz aufgehört. In einer alten Familie des Dorfes hat sich jedoch noch der alte Brauch erhalten. So habe ich einen solchen buntgeschmückten Reiter gesehen, der im Dorfe umherrscht und seines Amtes waltete. Seinen Spruch habe ich behalten, er lautet:

*"Ich komm' hierher geritten
Und komm' hier reingeschritten,
Euch all' in die Hochzeit zu bitten."*

Einfach, kurz und fertig und angenehm abstechend von den schwülstigen Einladungsformen der Jetztzeit.

Früher war es auch Sitte, daß nicht, wie heute, der Bräutigam fruchtlos, was jedoch die Freundschaft des Marquardt^t nicht ermüdete, die Braut zur Kirche führte, sondern die Braut ging zwischen zwei Brautführern, der Bräutigam zwischen zwei anderen. Die vier Brautführer wählte sich die Braut selbst aus. Sie ging mit einem Teller, auf dem ein schönes buntes Taschentuch lag, zu jedem der ausgewählten Brautführer in die Wohnung und bot ihm das Taschentuch dar. Dieser nahm es als Geschenk an und überreichte als Gegenleistung eine Gabe in Geld, meist zwei Taler. Diese Sitte sucht man heute vergeblich. Die älteren Leute aber in unserem Dorfe haben sie noch alle erlebt.

^r Die Pommersche Zeitung, Folge 21, 24. Mai 1997; (unveränderter?) Nachdruck aus: Heimatblätter des Kreifits Naugard, Jg. 1928

^s Diese Beschreibung von Hochzeitsitten in einem nicht-kassubischen Dorf sind als Ergänzung und Vergleich im Sinne Hakens (Fußnote 2) hinzugefügt.

^t Marquart = Hochzeitsbitter)

Früher wurde, nicht wie jetzt, die Braut im Hause der Eltern gekrönt und geschleiert, sondern im Hause einer befreundeten Familie. Diese durfte aber nicht auf dem Wege zwischen Hochzeitshaus und Kirche wohnen. Die Braut sollte unter keinen Umständen am Hochzeitstage zweimal den Weg zur Kirche beschreiten. Hierdurch soll wohl angedeutet werden, daß der wichtige Hochzeitsgang zur kirchlichen Trauung nur einmal im Leben stattzufinden habe.

Wenn nun die Braut mit Schleier und Kranz versehen war, wobei oft an dem ersteren ein Geldstück aus der Börse des Bräutigams befestigt wurde zum Zeichen, daß im Hause der jungen Eheleute stets Geld vorhanden sein sollte, wurde sie von den unverheirateten jungen Leuten mit Musik ins Elternhaus zurückgeholt. Von hier aus bewegte sich dann der Hochzeitszug unter Vorantritt der Musikanten zur Kirche.

Es ist noch heute Sitte, daß an diesem Hochzeitszuge ein verlobtes Paar nicht teilnimmt. Eine Braut darf der anderen nicht in den Kranz sehen; sie hat sonst Unglück in der Ehe. Aus dem gleichen Grunde werden auch zwei Schwestern nicht zu gleicher Zeit getraut. Zuerst geleitet der Hochzeitszug die ältere Schwester zum Altar und kehrt dann mit ihr in das Hochzeitshaus zurück. Dann erst folgt die andere Schwester.

Bei der Trauung selbst reichen sich die Brautleute so die Hände, daß die des Bräutigams oben liegt. Es soll dadurch versinnbildlicht werden, daß der Mann die Herrschaft im Hause ausübt. Ein alter Geistlicher erzählte mir, daß er es wiederholt erlebt habe, daß, wenn zufällig die Hand der Braut oben lag, der Bräutigam schnell umwechselte.

Wenn die Trauung vollzogen ist, kehrt der Hochzeitszug mit derselben Ordnung zum Hochzeitshause zurück. Sobald das junge Paar eintritt, wird ihm Brot und Salz, in Papier eingewickelt, gereicht. Dies ist ein Sinnbild dafür, daß ihm stets die wichtigsten Nahrungsmittel zur Verfügung stehen sollen.

Es folgt nun das Hochzeitsmahl, das mehr oder weniger reichlich ist, je nachdem es die wirtschaftliche Lage der Brautleute zuläßt. Die Hauptkosten der Mahlzeit trägt der Brautvater, aber auch der Bräutigam hat seinen Anteil daran; er spendet Getränke und Zigarren. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle einmal zu zeigen, wie einfach früher ein Hochzeitsmahl gehalten wurde. Ich fand eine Speisekarte aus dem Jahre 1824 in einer alten 'Bauernfamilie. Es standen folgende Gerichte darauf:

1. Schwarz eingekochte Fische.
2. Schweinebraten und Backpflaumen.
3. Dick eingekochter Reis mit Zucker und Zimt.

Als Getränke wurden Bier und einfacher Brantwein gereicht.

Es ist nicht uninteressant, eine Speisenfolge aus dem Jahre 1924 gegenüberzustellen, die in derselben Bauernfamilie anlässlich einer Hochzeit gereicht wurde:

1. Brühe in Tassen.
2. Fricassee von Huhn und Ente mit Fleischklößen.
3. Hecht in Butter.
4. Kalbsbraten.
5. Schweinebraten.
6. Torte.
7. Speise, in allen Farben schillernd.

Zu diesem Mahl wurde Wein getrunken. -

Bei der Tafel sitzt der Geistliche dem jungen Paare gegenüber. In demselben Zimmer halten sich nur noch die jungen, unverheirateten Leute auf. Die Verheirateten essen in der Stube nebenan.

Der Hochzeitsbitter, dessen Wichtigkeit wir bereits kennengelernt haben, hatte auch bei dem Hochzeitsessen gewisse Aufgaben zu erfüllen. Er wies den Gästen die Plätze an und sorgte dafür, daß alles bei Tisch ordnungsmäßig zuging. Er übte also die Pflichten aus, die heute der Hochzeitsvater hat. Man kann seine Rolle mit der des Speisemeisters vergleichen, von welchem die Bibel in der Geschichte von der Hochzeit zu Kana erzählt.

Während des Mahls sprach der Brautdiener, indem er sich vor das Brautpaar stellte, ein „Gebet“, das ich in seiner urwüchsigen, etwas ungeschickten Form hier anführe.

*„Hier bringe ich der Braut noch ein Geschenk,
davor sie nicht erschrecken wird.
Sie wird sich ihre Hände waschen
und dann sich in die Tasche fassen
und schmeißen mir ein'n Dukaten rein,
und, wenn's kein Dukaten werden kann,
so nehm ich auch drei Mark noch an.
Drei Mark ist nicht zu viel,
acht Groschen ist das geringste Ziel.
Nun schenkt mir ein Glas Wein.
kh bin gereist nach Polen,
da war nichts zu holen.*

*ich bin gereist nach Sachsen,
wo die Mädels auf den Bäumen wachsen,
hätte ich mich recht bedacht,
hätt' ich mir eine mitgebracht.
Jetzt will ich meine Rede schließen,
sonst möcht' das viele Zuhören verdrießen.“*

Man sieht, Reim und Sinn des Gedichtes lassen vieles zu wünschen übrig; aber es steckt ein gesunder Humor darin, und man kann sich denken, daß das „Gebet“ seinen letzten Zweck nicht verfehlte. -

Nachdem der Brautdiener dieses Gedicht vorgetragen hatte, überreichte er den Brautleuten einen Teller, auf dem ein Apfel mit einem Sträußchen lag. Auf diesen Teller legten zuerst Braut und Bräutigam ein größeres Geldstück, dann der Reihe nach die Gäste. Das Gesammelte gehörte dem Brautdiener. Doch die Börse der Tischgesellschaft wurde noch mehr in Anspruch genommen. Auf den „Kollektenteller“ des Hochzeitsdieners folgte der Köchin, auf dem sich etwas Salz befand; nach diesem ging der Teller der Abwaschfrau mit einem kleinen Strohwisch herum und schließlich noch einer für die Musikanten, auf dem das Mundstück einer Trompete lag. - Dieser Brauch kommt immer mehr und mehr ab, wahrscheinlich in Rücksicht auf die Gäste. Vielleicht auch hält es der Brautvater unter seiner Würde, durch das Geld der Gäste seine eigenen Ausgaben zu verkleinern.

Dauerte die Hochzeit zwei Tage, wie es früher öfter der Fall war, so wurden die Gäste im Dorfe am zweiten Tage morgens mit Musik wieder zum Hochzeitshause geholt, wo jetzt der Brauttanz abgetanzt wurde. Dann ging die Braut mit den verheirateten Gästen in das Haus, in dem sie Kranz und Schleier empfangen hatte. Hier wurde ihr von einer Ehefrau eine kleine Haube mit Schleife aufgesetzt zum Zeichen, daß sie nun eine Frau geworden war. Dann führte man sie mit Musik wieder in das Hochzeitshaus zurück, wo sie mit den Frauen tanzen mußte, während die Jugend inzwischen das Zimmer verließ. Dann nahm die allgemeine Feier ihren Fortgang.

Hans Bernhard Meyer: Zauberabwehr im Weichselland *

Zauber und Zauberabwehr tun wohl heute die meisten Menschen als albernen Aberglauben ab. Was sie aber nicht daran hindert, sich Maskottchen vor die Windschutzscheibe zu hängen, ihr tägliches Horoskop zu lesen und notfalls den fragwürdigen Beistand heimlich herumempfohlener Heiler in Anspruch zu nehmen, die angeblich auch da noch helfen, wo ärztliches Wissen versagt. Am Ende zieht man auch noch einen Hexenbanner zu Rate, denn nach Presseberichten werden in der Bundesrepublik alljährlich über ein halbes Hundert Hexenprozesse geführt, ein Beweis dafür, daß man heute wie zu allen Zeiten an übersinnliche Mächte glaubt.

So kann es nicht verwunderlich sein, daß auch in unserer Heimat Mittel bekannt waren, sich böser Mächte zu erwehren, und das auf eine Art, wie sie schon die Antike kannte. Eines davon war das Besprechen. Es bestand im Murmeln gewisser Beschwörungsformeln unter gleichzeitiger Vornahme festgelegter Handlungen. Das wurzelte letzten Endes in dem Glauben der Naturvölker, daß Krankheiten und anderes Unheil auf Verzauberung zurückzuführen seien. Das Christentum konnte Heilbemühungen dieser Art um so weniger verwerfen, als ja Jesus selbst Kranke und Besessene durch Handauflegen und Segenssprach geheilt hat. Die ältesten deutschen Segensformeln sind bekanntlich die Merseburger Zaubersprüche aus dem 9. Jahrhundert.

In unserer Heimat besprach man außer Warzen, gegen die man allerdings auch andere Mittel wußte, besonders die Rose, eine heute noch gefürchtete Hautinfektion. Versagten die heimatlichen Hausmittel, so sollte nur noch das Besprechen helfen, sofern der Patient fest daran glaubte. Eine mir von einem Achtzigjährigen in Praust mitgeteilte Formel lautete: *„Die Rose sticht, Maria spricht, Herr Jesus schwur, die Rose fuhr! - Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“* Es durfte aber im Danziger Land beileibe kein Amen hinzugesetzt werden, was seltsam war, weil im übrigen Weichselland dieses Verbot nicht zu gelten schien.

Um 1910 sagte man im Graudenzer Landkreis so: *„Jesus ging über Land, da begegnete ihm die rote Rose. - Rote Rose, kalter Brand, wo willst du hin? Die Glocken haben schon geklungen, das Evangelium ist schon gesungen! Rote Rose, kalter Brand, du darfst nicht wiederkommen! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“* Ganz allgemein scheint in Westpreußen folgende Formel bekannt gewesen zu sein: *„Rose, Rose weh, Rose, Rose, geh! Sollst auf einen Toten springen, keinem Unsren Unglück bringen! Rose, Rose, geh!“* Auch eine Variante war bekannt: *„Rose, Rose, weiche, geh auf eine Leiche, laß die Lebenden befreit von nun an bis in Ewigkeit! Im Namen des Vaters...“*

* Westpreussen-Jahrbuch, Band 23/1973, S.134-139.

Aus Neudorf bei Graudenz ist uns aus der Zeit kurz nach der Jahrhundertwende folgende Heilmethode überliefert: Die oder der Erkrankte mußte mit seinem Taufnamen angedredet und dann dreimal folgende Forel dahergesagt werden, wobei man mit der Hand die erkrankte Stelle umfuhr: *„Ich überfahr dich, Gott bewahr dich! Gott ist der allerhöchste Nam', der Flüche fällen kann. In unsres Herrgotts Garten, da stehen drei Rosen: Die eine heißt gut, die andre nicht gut, die dritte heißt: Steh still, du wildes Blu!! - Im Namen des Vaters ... !“* Danach mußte die kranke Stelle dreimal überhaucht werden.

Überall wurden auch Wunden besprochen, genauer: schwer zu stillende Blutungen aller Art, selbst Magen-, Darm- und Lungenbluten oder was die Laien dafür hielten. Ein volkskundlich sehr aufgeschlossener Gewährsmann berichtete um 1910 über von ihm ohne Ortsangabe ermittelte westpreußische Besprechungsformeln dafür: *„Unser Herr Jesus Christus, der hatte drei Wunden, die heilten und wurden nicht verbunden. - Du sollst nicht schwören und nicht schweren, du sollst wieder heil werden. Heilig sei die Stunde, da du wieder heil werden magst!“* Dies mußte dreimal gesagt und beendet werden mit dem üblichen Anruf der Dreieinigkei und einem Amen dahinter. Der zweite Text lautete: *„Blut, ich bespreche dich in Christus, Blut, stehe still auf mein Geheiß, stehe still zur Minute! Es ist geschlagen eine Wunde in einer Unglücksstunde. Die soll weder schwören noch schweren!“* Auch diese Formel war dreimal herzusagen und zu beenden wie oben.

Aus Neudorf bei Graudenz stammt folgende Anweisung: Man nimmt einen Stein auf, merkt sich genau die Stelle, wo er lag, und spricht: *„Ich nehme diesen Stein und lege ihn dir auf dein Bein (= Gebein) und drücke ihn auf das Blut, daß es sofort stehen tut!“* Auch das war dreimal zu sagen; darauf mußte der Stein genau dorthin zurückgelegt werden, wo er aufgenommen worden war.

Auf der Danziger Höhe galt eine Formel gegen das sogenannte Verheben oder Verreißen, also gegen Schmerzen, die durch Sehnzerrungen verursacht waren. Ich hörte in Trockenhütte den geradezu an Merseburg erinnernden Zauberspruch: *„Knochen bei Knochen, Blut bei Blut, Sehn' bei Sehn'!“* Auch dies hatte man dreimal zu sagen, denn die Drei war eine heilige Zahl.

Es ist erstaunlich, gegen wieviel Krankheiten bei Mensch und Tier sowie gegen welch eine Fülle von sonstigen Nöten das Besprechen als eins von mehreren, wenn nicht gar als das letzte Mittel galt. So kennen wir es denn z. B. gegen Augenerkrankungen wie den schwarzen und grauen Star, gegen Schlangenbiß und den bösen Blick, gegen das Schwärmen der Bienen, gegen die Kolik der Pferde, den Rotlauf bei Schweinen, gegen den früher verbreiteten Weichselzopf, bisweilen auch

Moorklatt genannt, eine Verfilzung des Haupthaars, ferner für das Gewinnen von Gerichtsprozessen und sogar dafür, einen Mann zu zwingen, der in irgendeiner Beziehung zu stark war. Für diesen Sonderfall lautete die Besprechungsformel: *„Ich tu dich anhauchen. Drei Blutstropfen tu ich dir entziehen: Den ersten aus deinem Herzen, den zweiten aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft, damit ich dir nehme deine Stärke und Kraft! - Im Namen ... !“*

Daß viele Formeln in unbeholfenem Deutsch und schlechten Reimen vorliegen, liegt daran, daß das Besprechen immer von Frauen und Männern gesetzten Alters ausgeübt wurde, die meist nur über mangelhafte Bildung verfügten. Sie nahmen aber ihre Heiltätigkeit sehr ernst und als ein Gott wohlgefälliges Tun, sahen sie bisweilen geradezu als Sendung an. Stets hatte die betreffende Frau ihren Auftrag und die geheimzuhaltenden Formeln von einem Mann übernommen und jeder der ausübenden Männer von einer Frau. In gleicher Weise wurde dieses Wissen auch weitergegeben, manchmal erst auf dem Sterbebett. Somit war es für uns wie alle Forscher vor uns schwierig, zu diesem Wissen und den Besprechungstexten vorzudringen, die sie doch zu hüten hatten und nur schweren Herzens preisgaben, um auf diese Weise der Wissenschaft und so letztlich noch mehr bedrängten Mitmenschen zu dienen. Dies muß gesagt werden, um die kindlich schlichte Gläubigkeit unserer Landsleute von damals zu kennzeichnen und sie samt unserer heimischen Volksheilkunde überhaupt vor dem überheblichen Urteil Unwissender zu bewahren, das alles sei nichts als Aberglaube oder durchtriebener Hokusfokus gewesen.

Eine besondere Behandlung ließ man den durch Biß tollwütiger Hunde entstandenen Verletzungen zuteil werden, denn man erblickte auch hierin eine Verzauberung, weil man ja von Viren und Infektionen noch nichts wußte. Zunächst legte man auf diese wie andere Wunden erst einmal bestimmte Kräuter, blankgeputzte Kupferpfennige, Spinnewebe, denen Heilkraft innewohnen sollte, aber auch Haare des betreffenden Hundes, wenn man seiner habhaft wurde. Hatte man keinen Erfolg, holte man jemand zum Besprechen. Manchmal kam eine hausierende Zigeunerin gerade recht, denn viele Leute trauten ihr mehr magische Kräfte zu als irgendeiner Dorfbalten.

Nachweislich weit verbreitet in Westpreußen war schon vor hundert Jahren folgendes Vorgehen nach dem Biß tollwütiger Hunde, gleich ob Mensch oder Tier daran erkrankt waren: Man gab ihnen auf verschiedene Weise schriftliche Beschwörungsformeln ein, die sie zu verzehren hatten. In der Graudenzener Gegend schrieb man folgendes auf einen Zettel und gab es dem Patienten ein: *„Gott allein die Ehr, sonst keinem andern mehr!“* Derselbe Gewährsmann empfahl, folgende 25 Buchstaben auf Butterbrot zu schreiben und aufessen zu lassen:

N A T O R
 A U T N O
 T E P U T
 A U T N O
 R O T U R

Selbst wenn man diese offenbar aufs Lateinische zurückgreifende Formel in folgender Weise umgruppiert, ist eine Übersetzung ins Deutsche nicht möglich, war es vielleicht auch niemals:

N A R O R
 A U T N O
 T N O T T
 P T T O N
 T U A R O
 T A N

Wohl aber ist erkennbar, daß es sich um eine Anordnung handelt, die ein freilich mißverständenes und darum entstelltes *Palindrom* darstellt, d.h. einen Text, den man in verschiedenen, auch rückläufigen Richtungen gleichlautend zu lesen vermag.

Mitunter wurden *Tolltafeln* verwendet. Das waren etwa postkartengroße Täfelchen aus Obstbaumholz, wie sie nämlich auch als Modeln, also Backformen für Honigkuchen, dienten, und das noch zu Anfang unseres Jahrhunderts. In diese Täfelchen schnitt man bestimmte Schriftzeichen, die nicht ohne weiteres lesbar waren. Trat ein Fall von Tollwut ein, dann drückte man einen ganz gewöhnlichen Mehlteig auf das Täfelchen und übertrug so die Schrift auf den Teig, allerdings spiegelverkehrt, falls man sie nicht schon spiegelverkehrt aufs Holz gebracht hatte. Der Teig wurde dann auf der Bratpfanne wie Flisenteig gebacken und dem von einem tollen Hund Gebissenen als Medikament eingegeben.

Der Text bestand manchmal aus einer schon seit dem 11. Jahrhundert nachweisbaren Zauberformel in folgender Anordnung:

S A T O R
 T E N E T
 A R E P O
 O P E R A
 R O T A S

Sie läßt sich nur so entziffern, daß man die erste Zeile von links nach rechts, die zweite von rechts nach links liest, die dritte erst von links nach rechts, dann sogleich wieder von rechts nach links, die vierte von links nach rechts, die letzte von rechts nach links. Man kann aber das Lesen auch mit der fünften Zeile von rechts nach links beginnen und in gleicher Weise bis zur ersten Zeile hinaufgehen. In beiden Fällen lautet das Ergebnis so- SATOR OPERA TENET - TENET OPERA SATOR. Dieser lateinische Text besagt: „*Der Sämann hält die Werke; es hält die Werke der Sämann.*“ In freier Übersetzung kann man es so formulieren: „*Des Landmanns Arbeit ist die Grundlage von allem.*“

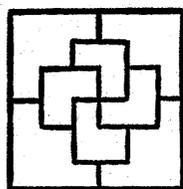
Die Volkskundeforschung hat sich noch im vorigen Jahrhundert mit der Deutung dieser Sator-Formel in der vorliegenden Textfolge förmlich abgequält, ihr durch Ergänzungen Gewalt angetan und doch kein brauchbares Ergebnis erzielt - bis man darauf kam, die Zeilen in der oben erwähnten Reihenfolge zu lesen.

Übrigens hat man dieses *Palindrom* oft als eine einmalige und ganz erstaunliche Leistung menschlicher Kombinationsgabe gerühmt, auch in Danzig, und zwar ohne zu ahnen, daß man ein ganz schlichtes deutsches Beispiel mit noch mehr Variationen mitten in der Stadt besaß. In der Brigittenkirche nämlich befand sich die Grabplatte für den 1667 dort beigesetzten Bürger Martin Nickel. Darauf befanden sich außer den Personalangaben des Toten auch die Anfangsbuchstaben des Spruches „*Gott sei mir Sünder gnädig*“ in folgender Anordnung:

G S M S C
 S S E S S
 M E M E N
 S S E S S
 G S M S C

Dieses Stoßgebet läßt sich nicht nur in der ersten und fünften Zeile sowohl von links nach rechts wie von rechts nach links lesen. Auch die erste wie die fünfte senkrechte Buchstabenreihe, sowohl von oben nach unten, wie von unten nach oben gelesen, ergeben denselben Sinn. Schließlich läßt sich das immer gleiche Ergebnis auch erreichen, wenn man die Diagonale von links oben nach rechts unten und umgekehrt verfolgt, sowie wenn man die andere Diagonale, also von rechts oben nach links unten oder in umgekehrter Richtung abliest. - Das ist wirklich eine erstaunliche Konstellation, und es bleibt unerklärlich, daß man ihr meines Wissens weder auf Tolltafeln noch an anderer Stelle in der Volksheilkunde begegnete. Vielleicht lag der Grund darin, daß man eben nur dem Latein eine zauberabwehrende Wirkung zutraute.

Die ländliche Bevölkerung konnte mit dem Latein der meisten *Palindrome* wohl noch weniger fertigwerden als die städtische, und so wurden die Texte denn schon beim Abschreiben oder bloßem Weitersagen mitunter bis zum Wirrwarr entstellt. Dadurch wurden sie aber nicht etwa wertlos, sondern in den Bereich der magischen Zeichen entrückt. Handelte es sich hier also um geheimnisvolle Buchstabenzusammenstellungen, waren es anderswo so seltsame Linienführungen wie diese, die von der Forschung als Irrgarten bezeichnet werden. Beide sollten die bösen Geister, in diesem Fall diejenigen, die in den Hund gefahren waren, verwirren oder zu einem Auflösungsversuch anregen, so daß sie keine Zeit mehr hatten, ihr übles Tun fortzusetzen:



Damit kommen wir zu einem besonders seltsamen, auch in Westpreußen weit verbreiteten Volksglauben, dem Glauben an Vampire. Der Vampir, auf der Danziger Höhe plattdeutsch *Nohier*, in der Konitzer Gegend *Uhüe*, also Ungeheuer genannt, anderswo auch als *Gierrach* bezeichnet, war ein Mensch, der nach seinem Tod andere Leute aus der eigenen Familie oder aus seiner Ortschaft, manchmal soweit die Kirchenglocken zu hören waren, nachholte. Woran man diese Unglücklichen erkannte, ist in diesem Zusammenhang ebensowenig wichtig wie die Tatsache, daß man sich ihrer schrecklichen Tätigkeit seit vorgeschichtlicher Zeit bis in unsere Tage hinein nur noch so erwehren zu können glaubte, daß man ihr Grab öffnete, ihnen mit einem Spatenhieb den Kopf abschlug und ihn, mit dem Gesicht nach unten, dem „Gierrach“ zwischen die Beine legte. Um aber möglichst nicht zu diesem scheußlichen Mittel greifen zu müssen, gab man ihm beim Begräbnis als Vorbeugungsmittel einen Beutel Erbsen oder Mohn, bisweilen auch ein Stück Fischnetz mit in den Sarg, damit der böse Geist durch das Zählen der Körner oder das Auflösen der Maschen von seinen bösen Absichten abgelenkt würde.

Der 24. Juni, also der Johannistag, zählte zu den sogenannten Lostagen, an denen auch die Zauberaabwehr eine besondere Rolle spielte. Zu Johanni brannte man nicht nur Feuer an und sprang paarweise durch die *reinigende* Flamme, man sang und tanzte auch. Auch Böllerschüsse wurden manchmal losgelassen, aber aus reiner Freude am Leben und Lärm, keineswegs zur Abwehr böser Geister. Doch auch das

gab es: In manchen Ortschaften warf man Huflattichblätter auf die Hausdächer und zeichnete drei Kreidekreuze auf die Stalltüren, um den Teufel und die Hexen fernzuhalten, denn die haben ja diese Nacht frei, wie man als Begründung hören konnte. Zu den Lostagen gehörten auch die *Zwölften*, nämlich die zwölf Tage und Nächte vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, dem uralten *Hohen Neujahr*. Auch während dieser Zeit galten besondere Zauberaabwehrregeln: Man durfte keine Erbsen essen, weil das „Geschwüre setzte“, außerdem war es verhängnisvoll, in diesen Tagen große Wäsche zu waschen oder zu spinnen, denn damit *zog man den Tod ins Haus*. Als Abwehr alles Bösen, insbesondere gegen das Zauberverk der Hexen, galt das uralte Glückszeichen des Hufeisens über der Haustür oder auf der Schwelle, aber man sollte dies Hufeisen auch selbst gefunden und nach Hause getragen haben. Auch ein quer vor die Haustür gestellter Strauchbesen sollte ein gutes Schutzmittel sein, denn angeblich vermochten weder Hexen noch Zigeunerinnen über ihn hinwegzusteigen.

Vieles, was hier von der Zauberaabwehr in unserer westpreußischen Heimat erwähnt worden ist, könnte man, ebenso wie den Volksglauben an Zauberer, Hexen und Ungeheuer überhaupt, im Zeitalter der Kosmonautik als albern und absurd mitleidig belächeln. Aber für die kulturgeschichtliche und volkskundliche Forschung kann nichts absurd sein, was echter Ausdruck seiner Zeit und so auch dessen ist, was die Menschen dieser Zeit erfreut oder geängstigt hat. Im auslaufenden zwanzigsten Jahrhundert sind es lediglich andere Erscheinungen und Menschen, die ihre Mitwelt entzücken oder erschrecken; darin allein besteht der ganze Unterschied.

Die Kaschuben

Zur Geschichte und Volkskunde*

Inhalt:

Über 100000 Kaschuben
 Kaschuben-Museum (Abb.)
 Zu Hause. Von Aleksander Majkowski (Gedicht)
 Weihnachtslied. Nach Ernst Seefried-Gulgowski
 Kaschubisches Weihnachtslied. Von Werner Bergengruen
 Kaschubische Rätsel (zweisprachig)
 Verfasserverzeichnis

Über 100000 Kaschuben*

Bei der in Preußen durchgeführten Volkszählung am 1. Dezember 1910 wurde auch nach der Muttersprache gefragt und dabei festgestellt, daß die Bevölkerung Westpreußens sich aus 64,46 % Deutschen, 27,93 % Polen und 6,29 % Kaschuben zusammensetzte sowie aus 1,3 % Personen, die - auch dies sah die Befragung vor - sowohl deutsch als auch polnisch als Muttersprache angaben. Deutsch und eine andere Sprache nannten 0,10 % - das dürfte fast immer kaschubisch gewesen sein - und 0,09 % gaben andere Sprachen als deutsch, polnisch oder kaschubisch an. Die Doppelsprachigen können etwa zur Hälfte dem Deutschtum, im Regierungsbezirk Danzig zur Hälfte dem Kaschubentum und im Regierungsbezirk Marienwerder dem Polentum zugerechnet werden.

Westpreußen bestand 1910 aus vier Stadt- und 25 Landkreisen, die zu zwei Regierungsbezirken zusammengefaßt waren. Sieben Landkreise besaßen einen nennenswerten über 4,5 % liegenden Anteil kaschubischer Bevölkerung. In den anderen Kreisen wohnten nur vereinzelt Kaschuben. In den Kreisen Karthaus und Putzig bildeten die Kaschuben mit 71,33 % und 60,69 % jeweils eine große absolute Mehrheit, neben der 27,64 % und 30,02 % Deutsche lebten. Die Polen bildeten in diesen beiden Kreisen mit 0,72 % und 8,27 % eine unbedeutende Minderheit. Im Kreis Neustadt lebte eine Bevölkerung die sich zu 50,20 % aus Deutschen, 44,83 % Kaschuben und 3,21 % Polen zusammensetzte.

Insgesamt lebten in Westpreußen nach dieser Zählung 107.199 Personen mit ausschließlich kaschubischer Muttersprache, davon im Regierungsbezirk Danzig 100.148 und im Regierungsbezirk Marienwerder 7.051, das sind 6,9 % der Gesamtbevölkerung. Als Westpreußen 1920 gevierteilt wurde und der flächenmäßig größte Teil von den Siegermächten an die Republik Polen gegeben wurde, erhielt diese auch 104.464 dort lebende Kaschuben. Das waren 2,7 % der an die neugebildete Republik Polen gegebenen Menschen, die bis dahin im Deutschen Reich gelebt hatten. In der Republik Polen machte dieser Kaschubenanteil nur 0,4 % der Gesamtbevölkerung aus. Ein Teil der Kaschuben blieb im Deutschen Reich wohnen, vor allem im Kreis Schlochau, und eine andere Gruppe gehörte fortan zum Gebiet der Freien Stadt Danzig, wo sie mit einer kleinen Masurengruppe mit 2.254 Personen 0,7 % der Gesamtbevölkerung ausmachte.

* Westpreußen-Jahrbuch Band 35/1985, S.150 ff.
 (Titel nicht in der Vorlage)

* S.150

*Die Redaktionsgemeinschaft***Zu Hause**

Von Aleksander Majkowski*

Stilles Dörfchen hinter Wäldern,
 ach, wie wohnt sich's da so gut!
 Tags kriechst warm du durch die Sonne,
 nachts ruhst du in dunkler Hut.

Hier ist's wie am ersten Tage,
 da der Herr die Welt erschuf,
 Abel, Kain der ewge Mörder
 hörten noch auf Gottes Ruf.

Für die Frommen lädt vom Turme
 Glockenklang zur Kirche ein,
 während andre in den Kneipen
 sich beim Suff dem Teufel weih'n.

Kühe gehen auf den Straßen,
 Ziegen meckern hintendrein,
 Gänse schauen bei der Schmiede,
 wie der Schmied beschlägt so fein.

Barfuß gehen Gäns' und Kinder,
 wie der Bauer und sein Pferd.
 Alle trägt die Mutter Erde
 ohne Zittern, unbeschwert.

Vor dem Dorf die Mutter Gottes
 schützt es vor dem bösen Feind,
 denn es schallt noch von den Kanzeln
 Gottes Wort für die Gemeind.

Was braucht denn der Mensch noch weiter,
 um zu leben froh dahin?
 Mehr als Gold und Silber
 gilt ihm Rinderzucht, Familiensinn.

Kommt die Krankheit dann geschritten,
 Ist kein Doktor weit und breit.
 Doch dann fertigt dich Hochwürden
 zeitig ab zur Ewigkeit.

So verläuft in dir, mein Dörfchen,
 jeder Tag der frommen Seel:
 In dem Sommer hast du Arbeit,
 Winters wächst dir Speck ohn' Fehl.

Stilles Dörfchen hinter Wäldern,
 Ganz weit hinterm Ofen noch,
 da bin ich zur Welt geboren,
 arm und ein Kaschube doch.

Nachts erwacht oft meine Seele
 bange im Kaschubenland.
 Und wenn alles um mich ruhet,
 sinnend ich am Fenster stand.

Bläst die heisere Trompete
 nachts der Wächter ohne Ruh,
 dann beschleicht mich schwere Ahnung,
 ich muß weinen immerzu.

Stilles Dörfchen hinter Wäldern,
 Immer werd ich dich so seh'n,
 wenn's mich ruft jenseits der Berge,
 ich zum bitterm Kampf muß geh'n,

Friede ward mir nicht beschieden
 in dir, oh mein Dörfchen du,
 denn der Feind streicht hinterm Walde,
 gönnt er Hütte keine Ruh.

Gebe Gott, daß deine Wände
 stehen noch erhalten sei'n,
 wenn ich mit zerfetztem Kleide
 abends kehre bei dir ein!

(Abb)

In Karthaus wurde nach 1945 im ehemaligen Wohnhaus von Sanitätsrat Dr. Bahr
 das Kaschuben-Museum eingerichtet.

* S.139; Übersetzt und übertragen aus dem Kaschubischen von Eva Brenner und Wilhelm Brauer

Weihnachtslied

Nach Ernst Seefried-Gulgowski*

Sei uns begrüßt, geliebter Jesu, unser von Ewigkeit ersehnter Herr. Aus Kaschubien zum Stalle eilen hurtig wir alle und bis zur Erde neigend die Stirne.

Warum so arm liegst du in der Krippe und nicht im Bettchen, wie es dir zukommt. Im Stalle geboren, in der Krippe gebettet. Warum mit Ochsen und nicht mit Herren.

Wärst in Kaschubien du uns geboren, wärst auf Heu von uns nicht gebettet. Hättest ein Strohsäckchen, darüber ein Bettchen und viele Kissen, gefüllt mit Daunen.

Und auch dein Kleidchen wär nicht so einfach. Aus grauem Fellchen ein weiches Mützchen. Aus blauem Tucho ein Röckchen und ein grünes Warb-Wöppchen, dazu ein' Netzgurt würd' man dir geben.

Wärst in Kaschubien du uns geboren, dürftest du niemals Hungersnot leiden. Zu jeder Tageszeit hättest Gebratenes, zum Butterbrötchen wodki ein Gläschen.

Zu Mittag hät'tst du Buchweizengrütze, mit gelber Butter reichlich begossen. Saftiges Gänsefleisch, mit Speck, Kartoffelmus, und Fleck mit Ingwer nicht zu vergessen.

Und Wurst mit Rührei gar fett gebraten, darnach der Liebling würd' wohl geraten. Zum Trinken gäb' man dir Tuchler- oder Berent-Bier; könntest dann schwelgen in den Genüssen.

Zum Abendbrot hät'tst du schmackhafte Flinzen und zarte Würstchen mitsamt Pieroggen. Wruken mit Hammelfleisch, Erbsen mit Speck gekocht und fette Vöglein knusprig gebraten.

Bei uns gibt's Wildpret, Jesu, in Menge. Wäre allzeit für dich wohl bereitet, ganz junge Rebhühnchen und andere Vögelchen, auch fette Täubchen und Krammetsvögelchen.

Dort hast du allzeit Mangel gelitten, hier hät'tst du alles im überfluß. Beim Trinken und Essen, beim Spielen, Erzählen wäre beim Amtmann dein Platz bei Tische.

Doch dir genügt schon der gute Wille, unsre Wünsche nimmst du als Gaben. Die Herzen zum Opfer bringen wir dem Schöpfer. Verachte uns nicht, obwohl wir arm sind.

* S.144

Kaschubisches Weihnachtslied

Von Werner Bergengruen*

Wärst du, Kindchen, im Kaschubenlande,
Wärst du, Kindchen, doch bei uns geblieben!
Sieh, du hättest nicht auf Heu gelegen,
Wärst auf Daunen weich gebettet worden.

Nimmer wärst du in den Stall gekommen,
Dicht am Ofen stünde warm dein Bettchen,
Der Herr Pfarrer käme selbst gelaufen,
Dich und deine Mutter zu verehren.

Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!
Müßtest eine Schaffelmütze tragen,
Blauen Mantel von kaschubischem Tucho,
Pelzgefüttert und mit Bänderschleifen.

Hätten dir den eignen Gurt gegeben,
Rote Schuhchen für die kleinen Füße,
Fest und blank mit Nägelchen beschlagen,
Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten.

Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!
Früh am Morgen weißes Brot und Honig,
Frische Butter, wunderweiches Schmorfleisch,
Mittags Gerstengrütze, gelbe Tunke.

Gänsefleisch und Kuttelfleck mit Ingwer,
Fette Wurst und goldnen Eierkuchen,
Krug um Krug das starke Bier aus Putzig,
Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!

Und wie wir das Herz dir schenken wollten!
Sieh, wir wären alle fromm geworden,
Alle Knie würden sich dir beugen,
Alle Füße Himmelswege gehen.

* S.145

Niemals würde eine Scheune brennen,
 Sonntags nie ein trunkner Schädel bluten -
 Wärsť du, Kindchen, im Kaschubenlande,
 Wärsť du, Kindchen, doch bei uns geboren!^a

Kaschubische Rätsel*

Czyrvuno są narodzyło, *Rot wurde er geboren,*
 żeluno są nachodzyło, *Grün ging er einher,*
 boło było sąćy, *Weiß wurde er abgehauen*
 i do grobu wżąty. *Und ins Grab genommen.*

(żito) *(Der Roggen)*

V lese sąćy, *Im Walde abgehauen,*
 v domu zjąty *Zu Hause abgenommen,*
 v stodole są naglegało, *In der Scheune lag es sich satt*
 po vsi są nabegało. *Und lief im Dorf umher.*

(rzeszoto) *(Das Sieb)*

Verfasserverzeichnis*

Bergengrün, Werner, Schriftsteller, * 16. 9. 1892 in Riga, + 4. 9. 1964 in Baden-Baden. Zahlreiche Romane und Novellen, Lyrik

Majkowski, Aleksander, Arzt, Redakteur und Schriftsteller, * 1876 in Berent, + 1938. Führende Persönlichkeit in der kaschubischen Bewegung, bes. auf den Gebieten Kultur und Literatur.

Seefried-Gulgowski, Ernst, Lehrer, Schriftsteller, * 1874, + 1925. Förderer der kaschubischen Volkskunst, gründete 1906 das erste kaschubische Heimatmuseum in Sanddorf.

^a (Kp:) Siehe hierz auch den Aufsatz von Wohland, mit etwas anderem Text, zur Beziehung der beiden Gedichte.

* S.151

* S.157/158

Waldemar Bendorir:
**Landkreis Berent/Westpreussen in alten und
 neuen Bildern***

Inhalt:

Lippusch (von Eva Büsen)

Sanddorf am Weitsee (Wdzidzen) und sein kaschubisches Dorfmuseum

Zur Entstehung der „Kaschubischen Handarbeiten“

Lippusch (von Eva Büsen)¹

Das Dorf Lippusch liegt im Nordwesten des Kreises Berent an der Bahnstrecke Berent-Bruß-Konitz. Die Umgebung des Ortes besteht aus riesigen Kiefernwaldungen, die in den Kreis Tuchel und Konitz reichen. Ein Nebenfluß der Weichsel, „das Schwarzwasser“, schlängelt sich durch das Dorf, setzt eine Sägemühle und eine Kornmühle in Gang, weitet und windet sich und eilt hurtig der Weichsel zu.

Am Ende der breiten Dorfstraße liegt die kleine, ehemals evangelische Kirche. Eine große katholische Kirche und eine ebenfalls große Schule, neben einigen Geschäften, sind Hauptbestandteil des Ortes. Das grüne Schwarzwassertal und zwei schöne Seen geben dem Dorf seinen Reiz.

Nach der großen Abwanderung im Jahre 1920 blieben in dem ca. 1.200 Seelen zählenden Ort etwa 50 Deutsche zurück. Wie immer in früheren Jahren lebte man in Toleranz und guter Nachbarschaft. Gutsbesitzer Emil Pirch setzte sich tatkräftig für die Belange der wenigen Deutschen ein. Er war mit allen polnischen Behörden gut Freund, sprach fließend polnisch, auch mit seinen Leuten, und setzte es durch, daß die evangelische Kirche den Deutschen erhalten blieb. Diese Kirche, um 1870 vom Gustav-Adolf-Verein gebaut, stand hart an der Straße, die zum Bahnhof führte. Sie bedeutete 1939 den braunen Herren ein Verkehrshindernis. Die Kreisverwaltung trat an Herrn Pfarrer Glahn, Berent, der damals die Kirchenverwaltung in Lippusch hatte, heran, mit dem Bescheid, die Kirche abreißen zu lassen und dafür die katholische Kirche als Ersatz zu bekommen.

Da kannte man aber den alten Pfarrer Glahn, mit dem langen, grauen Apostelbart, schlecht. Empört wies er das Ansinnen zurück und meinte unerschrocken bei der Kreisverwaltung, er würde niemals und unter keinen Umständen dem katholischen Amtsbruder die Kirche wegnehmen, auch wenn seine Kirche rechtswidrig abgebrochen würde. Dieser mutige Mann hat es erreicht, daß beide Kirchen stehenblieben und jede Gemeinde die ihre behielt.

Als dann die Russen das Gebiet eroberten und es den Polen übergaben, war es wiederum der katholische Pfarrer, der sich weigerte, die evangelische Kirche in Besitz zu nehmen. Daraufhin sollte sie abgebrochen und in einem anderen Ort wiederaufgebaut werden. Aber die, mit reinem Zement verbundene Backsteinmauer trotzte allen Abbruchversuchen. So blieb sie zunächst leerstehen, bis sie dann in Gemeindedienst kam.

* Landkreis Berent/Westpreussen in alten und neuen Bildern. Herausgegeben von Waldemar Bendorir. 1981

¹ S.137

Sanddorf am Weitsee (Wdzidzen) und sein kaschubisches Dorfmuseum²

Die alte kaschubische Fischersiedlung Wdzidzen (Weitsee) am Nordufer des gleichnamigen Sees bestand 1772 aus zehn katholischen Bauern, die jeder 10 Scheffel Roggen, 1 Scheffel Gerste und 2 Scheffel Buchweizen auf ihrem wenig ertragreichen, sandigen Land aussäten. Dazu hatten sie freie Sommerfischerei, auch freies Bau- und Brennholz, wofür ein verhältnismäßig hoher Zins von 88 Talern insgesamt zu zahlen war. 1848 zählte der Ort 108 Einwohner mit 5 kulmischen Hufen, 8 Pferden, 3 Fohlen, 7 Ochsen, 11 Kühen, 6 Jungrindern, 66 Schafen, 2 Ziegen und 7 Schweinen. 1910 umfaßte die nun Sanddorf genannte Landgemeinde rund 490 ha mit 201 Bewohnern. Hier wirkte seit Herbst 1898 der 1874 in Iwizno Kr. Pr. Stargard geborene Großbauernsohn Isidor Gulgowski als Lehrer. Im folgenden Jahr heiratete er Theodora, die Tochter des Lehrers Fethke aus Gr. Chelm bei Bruß, mit deren tatkräftiger Hilfe er in den nächsten Jahren das Museum für kaschubische Volkskunde gründete. Dazu kaufte er mit Unterstützung der preußischen Regierung ein verhältnismäßig gut erhaltenes Haus, wo er (drinnen und draußen) volkskundliches Sachgut mit großer Liebe ansammelte und zur Schau stellte, um nach Heinrich Sohnreys (Berlin) „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ sich als wahrer Volksschullehrer und „Volkspädagoge“ zu betätigen. Mit dem bekannten Kaschubenforscher Friedrich Lorentz gründete er 1907 den „Verein für kaschubische Volkskunde“, war dessen Schriftführer und hat dank seiner literarischen Neigung im „Ostdeutschen Volksblatt“, in der von Professor Sohnrey herausgegebenen Zeitschrift „Das Land“ und an vielen anderen Stellen seine Beiträge veröffentlicht. 1911 erschien in Berlin sein staatliches Hauptwerk „Von einem unbekanntem Volke in Deutschland“. Seit 1920 sind seine Arbeiten wohl ausschließlich in polnischer Sprache erschienen.

Als er 1925 starb, fand er im Park seines kaschubischen Museums eine würdige Ruhestatt. Danach übernahm seine Frau die Betreuung der Sammlungen, die 1929 in Staatsbesitz übergingen. 1932 brannte das Museum ab, konnte dank der Bemühungen von Frau Theodora wieder aufgebaut werden, ohne jedoch die frühere Reichhaltigkeit seiner Sammlungen zu erreichen.

Zur Entstehung der „Kaschubischen Handarbeiten“³

² S.207-208

³ S.211

Frau Theodora Gulgowski, geb. Fethke, wurde am 24.9.1860 in Gr. Chelm bei Bruß im Kreise Konitz, als Tochter eines Lehrers, geboren. Am 21.11.1951 verstarb sie in Sanddorf am Weitsee im Kreise Berent.

Frau Theodora Gulgowski wurde, dank der Unterstützung ihres Bruders, Johann Fethke, damals Pfarrer in Zuckau, Kreis Karthaus, später in Wielle, Kreis Tuchel (gest. 1905), zur Ausbildung nach Berlin ins Lettehaus geschickt, jener bekannten fortschrittlichen Berufsbildungsanstalt für Frauen und Mädchen, die u.a. auch eine Abteilung für Webkunst und Handwerk unterhielt. Dort konnte Frau Gulgowski bei ihrer künstlerischen Begabung, Elementen der kaschubischen Volkskunst nachgehen, mit der sie erstmals in Zuckau in nähere Berührung gekommen war. Dazu nahm sie in Berlin auch Malunterricht bei Karl Wendel, Friedrich Stahl und Hans Licht.

Im Jahre 1899 folgte sie dem Lehrer Isidor Gulgowski in die Ehe, der zu dieser Zeit bereits in Sanddorf tätig war.

Beim Aufbau des Kaschubischen Museums hat sie sich vor allem die Pflege der Volkskunst beim Stricken, Weben, Malen, Flechten, Schnitzen und in der Töpferei angelegen sein lassen.

Aus den Sammlungen ihres Mannes hatte sie erkannt, daß frühere Generationen der Landschaft eine eigenartige, farbenfrohe Volkskunst geübt hatten, wobei Truhen, Schränke, Stühle, Bänke, Bettgestelle, Wiegen u.a. mit bunten Malereien versehen worden waren. Als Ornamente waren Tulpen, Herz und Kreis vorherrschend. Da es in Sanddorf, insbesondere der weiblichen Jugend, für die langen Winterabende an Aufgaben fehlte, sammelte sie im Winter 1906/07 zunächst 15- bis 20jährige Mädchen um sich, die sie zur Ausübung der alten Stickereitechnik mit Erfolg anregte. So konnte eine Saat, die im Lettehaus in Berlin einst gestreut, hier gute Frucht bringen und den alten kaschubischen Hausfleiß beleben.

Auf Anregung der Frau von Jago, Gattin des damaligen Oberpräsidenten von Westpreußen, wurden die Arbeiten des Kreises um Frau Gulgowski auf einer Volkskunstausstellung gezeigt, die der Deutsche-Lyzeum-Klub im Januar und Februar 1909 in Berlin veranstaltete. Seither blieb Frau Gulgowski in ständiger Verbindung mit der Berliner Volkskunstpflege und erfuhr von dort auch nachhaltige Förderung. Der Fleiß ihrer Frauen und Mädchen aber entwickelte sich 'von einem anregenden Zeitvertreib zu einer beachtlichen Einnahmequelle.

Frau Gulgowski kümmerte sich auch um die Pflege der Reste der noch vorhandenen alten Töpferei, indem sie den Töpfer F. Nötzel in Chmielno bei Karthaus anregte, seine Töpfe, Krüge und Teller nach altem Vorbild farbig zu bemalen. Nach dem Tode

ihres Mannes (1925) übernahm sie bis zu ihrem Tode die Pflege des Museums in Sanddorf, das 1929 in Staatsbesitz übergegangen, 1932 mit seinem ganzen Bestand niederbrannte, dann aber, dank der Bemühungen von Frau Gulgowski, nach dem Vorbild des alten wieder aufgebaut wurde, ohne jedoch die Reichhaltigkeit der Sammlungen von ehemals zu erreichen.

Norbert Maczulis:
Die Kaschuben - Landschaft und Volkskunde *

Die Kaschuben wohnen heute im Norden Polens - im Nordwesten der ehemaligen Provinz Westpreußen/Prusy Zachodnie - in den heutigen Woiwodschaften Gdańsk/Danzig, Słupsk/Stolp und teilweise Bydgoszcz/Bromberg. Die damaligen Kreise waren: Putzig/Puck, Neustadt/Wejherowo, Karthaus/Kartuzy, Berent/Kościerzyna, Konitz/Chojnice, Schlochau/ Człuchów, Bütow/Bytów und Lauenburg/Lębork, wie auch Danzig/Gdańsk und Gdingen/ Gdynia.

Die Volkszählung vom 1. Dezember 1905 hat ergeben, daß Westpreußen von über einer Million Deutschen und fast 600.000 Polen bzw. Menschen polnischer Abstammung, bewohnt war. Der Name Cassubia kommt zuerst 1238 in einer Urkunde Bogustaw I. vor. Die Herzöge Pommerellens nennen sich „Herren der Wenden und Kassuben“. Im Gothaer Hofkalender führt der König von Preussen den Titel: „Herzog der Wenden und Kassuben“, womit das pommersche Herzogtum gemeint war.

Woher der Name „Kaschube“ stammen mag, ist heute schwer zu sagen. Wurde er abgeleitet von Kaszeba, der Pelz, weil die Kaschuben in Schaffellen zu gehen pflegten, oder von Koszebe, einer Art von Gras, das am Lebasee wächst, der Heimat der Leba-Kaschuben, oder von ihren langen Faltenröcken, die casz hubi slawisch „lege in Falten“ heißt? Neuerdings will man es aus dem Litauischen und dem Kleinrussischen ableiten: das mit diesen Sprachen verwandte kaschubische Wort Kuzeb meint einen hohlen Baumstamm, Kaszeb ein Gefäß aus Baumrinde, so daß die Kaschuben ihren Namen von ihren Utensilien erhalten haben könnten.

Ursprünglich hat man ausschließlich die an der Leba in der Provinz Pommern/Pomorze Zachodnie (obwohl die Leba bei Karthaus/Kartuzy in Sianowo entspringt) sesshaften Leute, die eine ans Polnische anlehrende Sprache haben, mit dem Namen „Kaschuben“ bezeichnet. Später wurde der Name „Kaschubei“ auch auf Westpreußen/Prusy Zachodnie übertragen.

Die Kaschuben siedelten sich mit Vorliebe an Seen an, die in diesem Gebiet zahlreich sind. Allein im Kreis Berent/Kościerzyna sind es 195, im Kreis Karthaus/Kartuzy 194 und im Kreis Schlochau/Człuchów 207 Seen. Mitten in der Kaschubei liegt der ehemalige Kreis Karthaus/Kartuzy, auch die „Kaschubische Schweiz“ bzw. das „Blaue Ländchen“ genannt. Diese Region ist der landschaftlich schönste Teil der Kaschubei. Hier gibt es Gegenden von tiefer Einsamkeit, wo das große Schweigen herrscht. Die Kaschuben wohnen gern allein, so daß man viele

* Die Kaschuben und das Blaue Ländchen. Volkskunde und Landschaft. Kabinettausstellung, vom 21. Juni bis 24. August 1997, Westpreußisches Landesmuseum, Münster. Begleitheft 39, Bearbeitung und Redaktion Jutta Reisinger-Weber, S.3-5.

kleine Höfe oder Katen findet, Aber innerhalb der Dorfgemeinde betrachten sich alle Einwohner als eine große Familie. Früher wurde z. B. bei einer Hochzeitsfeier der Bauer mit dem Arbeiter zusammen eingeladen. Die Gemeindevorsteher schickten ihre Rundbriefe zugleich mit einem Stock (kleka), der gespalten ist und das Papier enthält, durch das Dorf. Ein Nachbar gibt den Stock dem anderen weiter. Für verschiedene Feste wurden verschiedene Stöcke gebraucht. Eine interessante Kollektion dieser Stöcke kann noch im Muzeum Kaszubskie/Kaschubischen Museum (Heimatmuseum) in Karthaus/Kartuzy besichtigt werden.

Die Menschen in dieser Gegend sind auch heute noch sehr religiös. Charakteristisch für die ganze Kaschubei sind die vielen hohen Wegekreuze, Boia mąka/Leiden Christi genannt. Die Wurzeln dieser Religiosität lassen sich aus der Geschichte erklären. In Karthaus/Kartuzy, der „Hauptstadt der Kaschubei“, befindet sich die ehemalige Klosterkirche des Karthäuser Ordens, die von 1383-1403 erbaut wurde und heute Kollegatskirche ist. Eine architektonische Besonderheit der Kirche ist das Dach, das die Form eines Sargdeckels besitzt. Dieses Dach sollte dem Menschen die Endlichkeit seines irdischen Lebens vor Augen führen, also ein Symbol für den Leitspruch der Mönche sein: „memento mori“ - denke an den Tod. Der Gründer des Karthäuser Ordens war der Heilige Bruno aus Köln, der 1084 in den Bergen Frankreichs in La Chartreuse bei Grenoble ein Eremitenkloster errichtete. Die Karthäuser Mönche hatten auch zum Deutschen Orden in Marienburg gute Beziehungen. Der Kaschube Jan aus Rusocino überschrieb 1382 den Karthäusern einen Teil seines Gebietes, das aus Seen und Wäldern bestand. Aus Prag kam 1383 der Prior Johannes Deterhus, der mit Hilfe des Danziger Patriziers Johannes Thiergart die Klosterkirche erbauen ließ. In den Jahren 1731-1733 bekam die Kirche das heutige Dach in der Form eines Sargdeckels.

Die Kaschuben haben in ihrem Siedlungsgebiet nicht nur zwischen zwei großen Völkern Deutschen und Polen - gelebt, sondern auch mit diesen. Hier kann man Günther Grass als Beispiel geben, der sich selbst als Kaschube bezeichnet und der die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Ähnlich verhält es sich mit dem deutschen Wissenschaftler und Sammler der Kaschubischen Heimatsagen Alexander Treichel,

der im 19. Jahrhundert in der Kaschubei gelebt, gearbeitet und seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Die kaschubische Volkskultur hat viele slavische Elemente bewahrt, so die traditionelle Art des Wirtschaftens, die Verwendung der Geräte, den Hausrat. Typisch sind auch die dekorativen Elemente, so z. B. die charakteristischen Blumenornamente. Früher fand sich in jedem Bauernhaus ein Spinnrad, manchmal sogar mehrere. Heute werden die vorhandenen Geräte nur noch selten benutzt, Bemerkenswert sind die Stickereien, denen sieben Farbtöne zu Grunde liegen. Die kaschubische Volkskunst ist auch heute noch in der Entwicklung begriffen und für die westlichen Touristen von besonderem Interesse, da bei ihnen die alte Tradition des Handarbeitens fast vergessen ist. Eine Besonderheit sind die Schnupftabakdosen, die aus Rinderhorn stammen. Die Hörner werden zunächst gekocht, später gepreßt und danach fein poliert. Der Tabakanbau hat in der Kaschubei eine lange Tradition, die Tabakblätter werden getrocknet, zerschnitten und in einer Schüssel mit rauhem Boden zu feinem Tabakpulver zermahlen.

Zu den hauptsächlichen Beschäftigungen der Kaschuben gehörte die Landwirtschaft und der Fischfang. Die kaschubische Keramik, die aus den heimischen Töpfereien stammt, besitzt typische regionale Muster wie: Rosen, Tulpen, kaschubische Sterne, Wasserlilien oder Fischhaut bzw. Schuppen.

Das Kaschubische Museum in Karthaus/Kartuzy feiert in diesem Jahr sein 50jähriges Bestehen. Mit dieser Ausstellungsbeteiligung möchte sich das Kaschubische Museum vorstellen und zu einem Besuch in der Kaschubei einladen.

Norbert Maczulis, Museumsdirektor

Literatur.

Wilhelm Schwandt, Karthaus und die Karthäuser Schweiz, Danzig 1913.

Norbert Maczulis, Kaschubisches Museum Kartuzy, Kartuzy. 199 1.

Norbert Maczulis (Bearb.), Die Kaschubischen Heimatsagen des Alexander Treichel. Einleitung, Treichels Biographie und Auswahl der Sagen, Kartuzy 1996.

Jerzy Knyba:
Die Volkskultur der Kaschuben*

Unter dem Begriff Volkskultur der Kaschuben verstehen wir die viele Jahrhunderte alte, die Bereiche wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Betätigung umfassende Kultur des kaschubischen Volkes, unter letzterem Begriff wiederum verstehen wir die ländliche Bevölkerung dieser Region. Sie war keineswegs einheitlich: Sie bestand vielmehr aus dem ländlichen Kleinadel, aus vermögenden Bauern, hier „gbury“ genannt, sowie dem Rest der ländlichen Bevölkerung: ärmeren und armen Bauern, Landbauern, Häuslern, die sich als Tagelöhner verdingten, sowie aus ländlichen Handwerkern. Unabhängig von ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung waren diese Bevölkerungsschichten Erzeuger und Träger der reichen kaschubischen Tradition und ihnen verdanken wir den großen Reichtum an Volkskultur in dieser Region Polens.

In ihrer geschichtlichen Vergangenheit waren die Kaschuben ein seßhaftes Volk. Sie lebten von Ackerbau, Weidewirtschaft, Fischfang, Jagd und vom Sammeln von Waldfrüchten und Kräutern. Kaschubische Dörfer sind seit dem Mittelalter bis in unsere Zeit an Seen gelegen, mit denen sie eine schöne landschaftliche Komposition bilden. Diese Lage an den Ufern der Seen steht in enger Verbindung mit dem Fischfang, der von den Kaschuben betrieben wurde. Es wurden Süßwasseraale, kleine Maränen, Forellen, Lachsforellen, Hechte, Schleien, Barsche, Quappen und Plötzen gefangen, aber auch Krebse, die früher hier in größeren Mengen auftraten. Die in der Nähe der Ostseeküste lebenden Fischer fingen Fische, die in den südlichen Regionen der Ostsee beheimatet waren, besonders Lachse, Heringe, Hornhechte, Dorsche, Flundern und in den Buchten auch Aale. Bezüglich des Fischfanges müssen in der Kaschubei drei Gruppen unterschieden werden: Die Fischer an der Küste betrieben den Fischfang als Beruf-, an den kaschubischen Seen dagegen war die Mehrzahl der Fischer eigentlich Bauern, die einen oder mehrere Seen als Eigentum besaßen, oder aber ein See gehörte mehreren oder gar einem Dutzend Bauern. Die Fischer an der Ostsee verwendeten zum Fischfang Ruderboote, die aus dicken Brettern gefertigt wurden, besonders reiche Fischer besaßen „pomerynki“ genannte Boote mit dreieckigen Segeln. Beide Arten von Booten wurden von den Fischern selbst in eigenen Bootswerkstätten gebaut, die jeweils einer Gruppe von Fischern gehörten, die wiederum in Verbänden - genannt „maszoperie“ - zusammengeschlossen waren. Für den Fischfang wurden Zugnetze, genannt „niewód“ verwandt. An den Ufern wurde mit kurzen Stellnetzen und mit Rundnetzen, genannt „żak“ gefischt. An den Seen wurden bis ins 19. Jahrhundert Boote aus ausgehöhlten Kiefernstämmen benutzt, später und bis heute werden Flachboote aus Brettern verwendet. Zum Fischfang in den Seen wurden verschiedene Netze eingesetzt: das größte war das „niewód“

* In: Polen, Deutsche und Kaschuben - Alltag, Brauchtum und Volkskultur auf dem Gut Hochpaleschken in Westpreußen um 1900. Eine Ausstellung des Brüder Grimm-Museums Kassel und des Herder-Instituts Marburg. Katalog, herausgeg. und bearbeitet von Bernhard Lauer und Hanna Nogossek, Kassel 1997, S.43-47. . Aus dem Polnischen von Hanna Nogossek

genannte Zugnetz, außerdem gab es das Rundnetz (Reuse; „zak“) und das Einzelnetz, das sog. „wałton“. Es fanden auch verschiedene Arten eiserner Harpunen Verwendung. Mit der Herstellung und Reparatur der Netze waren die Fischer selbst befaßt.

Wichtigster Wirtschaftszweig war der Ackerbau. Trotz ihrer weiten Verbreitung war die Landwirtschaft im Verlauf der Jahrhunderte dennoch wenig ertragreich, besonders im westlichen und mittleren Teil der Kaschubei, wo es viele sandige Böden gab. Lediglich in den östlichen, nördlichen und südwestlichen Landesteilen, wo die Böden ergiebiger waren, entwickelten sich intensivere Formen der Bodennutzung. Auf den verschiedenen Böden wurde Getreide angebaut: Roggen, Hafer, Buchweizen und Gerste; Weizenanbau war selten. Nur ca. 30% des gesamten Bodenbesitzes eines Bauern war Ackerland, der Rest waren Wald, See, Weide- und Brachland. Von Hackfrüchten wurden Kartoffeln und Steckrüben angebaut, auch Erbsen. Zur Bodenbearbeitung wurde ein Holzflug eingesetzt, später mit eiserner Pflugschar. Zur Auflockerung des Bodens bediente man sich eines Hakenpfluges, die Erdbrocken wurden mit einer hölzernen Egge, die Haken aus Eisen besaß, zerkleinert. Bei der Bodennutzung wurde die Dreifelderwirtschaft angewandt. Zur Getreideernte wurden Sensen und Harken benutzt, für die Kartoffeln vierzackige Hacken mit kurzem Schaft. Kartoffeln wurden in der Regel von Frauen geerntet, die diese Arbeit kniend verrichteten.

Da es genügend Wald- und Weideflächen gab, entwickelte sich die Viehzucht sehr gut: Rinder, Schweine und Schafe weideten auf dem Brachland. Pferde und Ziegen wurden nur selten gehalten. Federvieh gehörte jedoch zu jedem Bauernhof, insbesondere Gänse, Hühner und Enten. Auch die Gänse wurden vom Frühling bis in den Herbst auf den Brachflächen gehalten. Die Brut erfolgte in speziell zu diesem Zweck gebauten und im Hausflur aufgestellten Holzkisten.

Seit Jahrhunderten gehörte zu jedem Bauernhof ein Gemüsegarten, in dem Zwiebeln, Möhren, Gurken, Kohl, Saubohnen, Rote Beete und Kürbisse angepflanzt wurden. In den Obstgärten standen insbesondere Kirsch-, Pflaumen- und Birnbäume; zum bevorzugten Strauchobst gehörten Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren. Die weiten Waldflächen dienten der Jagd und der Wilddieberei. Es wurden Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, Ottern, Bieber, Füchse, Marder und Bismarratten gejagt, und vor wenigen Jahrhunderten auch Bären, Auerochsen und Wölfe; letztere starben vor kaum fünfzig Jahren in dieser Gegend aus. Wasservögel, an denen die Kaschubei sehr reich ist, wurden ebenfalls von den Bauern gejagt.

Im Wald wurden Wildfrüchte gesammelt: Pilze und Beeren (Heidelbeeren, Moosbeeren, Brombeeren). Die früher zahlreichen Stöcke der Waldbienen gaben große Mengen Honig und Wachs. Moos und Nadeln wurden als Waldstreu für das Vieh gesammelt.

Zu den Grundnahrungsmitteln gehörte ein aus Roggenmehl und Kartoffeln gebackenes Brot, ferner Kartoffeln, verschiedene Arten von Grütze, getrocknete Pilze, Beeren, Obst, Möhren, Saubohnen und Erbsen. Aus diesen Rohstoffen wurden insbesondere Suppen hergestellt. Es wurde auch viel Fisch verzehrt, ebenfalls in Form von Suppen oder auch gebacken. Haus- und Wildgeflügel gehörte gleichermaßen zur Nahrung wie Wild, dagegen wurde Schweine- und Lammfleisch weniger, Rindfleisch wurde nahezu überhaupt nicht gegessen. Wichtiger Bestandteil der täglichen Nahrung waren Milchprodukte: Milch, Butter und Quark. Die Milch wurde mit Roggenmehl gekocht und als sog. „zacierka“ (Mehlsuppe, Mehklößchen) verzehrt. Alle Produkte, die eine Verarbeitung nötig machten, wurden im Haus hergestellt. Das Getreide wurde gemahlen, Obst und Waldfrüchte wurden im Backofen getrocknet, die Grütze wurde in einer Art Mörser zerstoßen. Hauptgetränke waren Süß- und Sauermilch, Malzkaffee, der im Haus gebrannt wurde, Kräutertees und an Feiertagen warmes Bier und Roggenschnaps, genannt „kornus“. Zu den Genußmitteln zählte gemahlener Tabak, der im Garten angebaut wurde. Mit Hilfe eines Holzstabes wurde er in einer Tonschüssel „gemahlen“. Er wurde vor allem von älteren Männern konsumiert. Sie bewahrten ihn in einer „Tabakdose“, die aus dem Horn des Ochsen oder der Kuh hergestellt wurde. In diesem Zusammenhang entwickelte sich die Hornverarbeitung zu einem Handwerkszweig.

Die frische und verarbeitete Nahrung wurde im Haus selbst oder in den Wirtschaftsgebäuden in verschiedenen Gefäßen aufbewahrt: in Fässern für Wasser oder Fleisch, in Körben, Eimern und Kannen. Seit Hunderten von Jahren entwickelte sich in der Kaschubei auf diese Weise das Böttcherhandwerk, die Töpferei, die Flechtkunst aus Stroh und Wurzeln von Kiefern und Wacholder, die mit der Zeit zur Volkskunst wurden.

Die kulturelle Eigenart der Kaschuben kommt auch in ihrer Kleidung zum Ausdruck. Bis in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurden die Trachten aus hausgefertigten Woll- und Leinenstoffen hergestellt; manche Stoffe wurden später eingefärbt. Die Frauentracht bestand aus einer weißen Bluse mit langen Ärmeln, die häufig an den Ärmeln und am Ausschnitt farbig bestickt gewesen ist. Dazu gehörte ein Faltenrock in den Farben Gelb, Hellrot, Dunkelblau, Grün, Blau und Dunkelrot, der bis zu den Waden reichte. Er wurde aus handgewebter Leinwand gefertigt. Auf die Bluse kam ein Mieder aus Samt, das auf der Brust und am Rücken

fein bestickt war. Die Mieder hatten dieselbe Farbe wie der Rock, sie waren tief ausgeschnitten und vorn mit einem bunten Band geschnürt.

Im Winter wurde eine Jacke aus handgewebtem Tuch mit langen Ärmeln getragen, die „kabat“ genannt wurde. Unverheiratete Frauen trugen auf dem Kopf ein Band, das in den oben genannten Farben bestickt war und „czólenko“ (Schiffchen) genannt wurde. Verheiratete Frauen trugen ebenfalls farbige, mit Gold- oder Silberfaden bestickte Hauben. Frauen trugen weiße Wollstrümpfe und schwarze, geschnürte Schuhe mit breitem Absatz.

Die Männertracht bestand aus den gleichen Stoffen wie die weibliche Tracht, nur waren sie gröber. Auf dem Kopf trug der Mann einen schwarzen Hut mit rotem oder blauem Band, im Winter eine Mütze aus Schafsfell. Zur Alltagskleidung gehörten lange, weite Hosen aus Tuch in den Farben Schwarz oder Weiß, ein leinenes Hemd mit langen Ärmeln und eine Jacke mit langen Ärmeln aus grobem Leinen in den Farben Gelb, Dunkelblau, Weiß oder Schwarz. Die Joppe war einreihig hochgeschlossen. Im Sommer trug der Mann eine Weste in denselben Farben wie die Jacke; auch diese war einreihig hochgeschlossen. Schließlich gehörte zur Tracht ein Bauernrock aus Wollstoff („sukmana“), meistens in den Farben Blau oder Grün; er war mit rotem Stoff gefüttert, hatte rote Aufschläge und war zweireihig geschlossen. Er reichte bis zu den Waden und hatte lange Ärmel. Der Rock gehörte zur Festtagskleidung, auch weiße Wollsocken und schwarze Schafstiefel gehörten dazu. Werktags trug man Holzpantoffeln. Im Winter trugen die Männer auf die Jacke einen Überwurf mit Ärmeln aus handgewebtem Stoff oder aus Schafsfell, genannt „burka“; einen ähnlichen Überwurf trugen auch die Frauen.

Die häusliche Webkunst war nicht nur mit der Herstellung von Stoffen für die Kleidung verbunden, es wurden auch Bettdecken, Tischdecken, feinere und grobe Stoffe für Wäsche aller Art hergestellt. Mit der Webkunst eng verbunden ist die Stickerei. Trachten und Tischtücher wurden mit bunten Mustern in verschiedenen Farben bedeckt: in dreierlei Blau, zweierlei Grün, Gelb, Rot und Schwarz. Die Motive wurden Malereien auf Möbeln und aus der Pflanzenwelt entlehnt. Im Verlauf der Zeit entwickelte sich die Stickerei im großen Stil und erlebt heute eine Blüte als ein Teil der Volkskunst.

Eine spezifische Eigenart besitzt auch die ländliche Baukunst dieser Region. Der am weitesten verbreitete Haustypus war das Laubenhaus mit vollem Laubengang oder mit Giebellaube. Die Häuser standen mit dem Giebel zur Straße. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschwindet allmählich das Laubenhaus und es dominiert ein Haustypus ohne Laube, der mit der Traufseite zur Straße steht. Gelegentlich tritt auch

ein Haustypus mit Nischenlaube an der Längswand auf. Bis Ende des vergangenen Jahrhunderts war Holz das hauptsächliche Baumaterial. In weniger bewaldeten Gegenden trat bereits seit dem 18. Jahrhundert Fachwerk auf: ursprünglich mit Lehm, später mit Backsteinen ausgefüllt.

Am größten waren die Häuser des ländlichen Kleinadels und der Großbauern („gbury“). Der Innenraum eines solchen Hauses bestand zumeist aus einem Hausflur, einem breiten Kamin (sog. schwarze Küche), einer großen Stube (für die Herrschaft), einer kleinen Stube und einer Kammer. In den Häusern der ärmeren Bevölkerung gab es zumeist nur eine Stube und eine Kammer, bei den ganz Armen nicht einmal eine Kammer.

Die ältesten Häuser hatten Walmdächer, bisweilen mit einem Rauchfang, wenn sie keinen Schornstein besaßen. Am häufigsten aber war das Satteldach, in früheren Zeiten mit Schilf gedeckt, später mit Stroh oder Schindeln („szyndle“). Die Dachgiebel hatten eine Ziervertäfelung und der Dachfirst war mit sog. Firstverzierungen geschmückt. Die Motive dieser Verzierungen waren vielfältig: sie entstammten dem Tier-, Pflanzen- oder Märchenreich.

Im Innenraum der Häuser befanden sich vielerlei Gerätschaften. Im Flur, der zumeist einen Steinboden hatte, standen Käfige für das Federvieh, eine Leiter, die zum Dachboden führte, ein Holzfaß für Wasser aus einem ausgehöhlten Stamm, ein Faß für Salzfleisch, Kleiderhaken, sowie kleinere Geräte für den Ackerbau oder den Fischfang. Hier stand auch ein Trog (ebenfalls aus einem ausgehöhlten Stamm) für Viehfulter, das in dem breiten Kamin bereitet wurde. Auf der Stubenseite befand sich eine Nische zum Kamin, in der sich ein offener oder geschlossener Herd befand. In der Stube und in der Kammer waren die Fußböden ursprünglich aus Lehm, später mit dicken Brettern belegt („dyle“ - Dielen). In der Nähe des Lehm- oder Kachelofens stand eine Ofenbank. Weitere Einrichtungsgegenstände in der Stube waren ein Klappbett („szlobanek“ - Schlafbank), ein Tisch, Stühle, ein Hocker („zydel“), die Aussteuertruhe, das Hausaltärchen und ein im oberen Teil offener Schrank für Geschirr („szelbiag“). An den mit Kalk geweißten Wänden hingen Hinterglasbilder mit Darstellungen von Heiligen, die später von Papierbildern verdrängt wurden, das Weihwassergefäß und ein Sträußchen Heilkräuter, dem magische Kräfte zugeschrieben wurden, gehörten ebenfalls zur Ausstattung.

Die ältesten Möbel waren blau angestrichen und bunt bemalt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen hellbraune Möbel auf. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann man auch auf dem Land Möbel zu verwenden, die in städtischen Werkstätten

hergestellt wurden. Sie waren dunkelbraun oder schwarz. Es handelte sich dabei vor allem um Einzelbetten, Schränke, Kommoden. Polsterstühle und Sofas.

In wohlhabenden Häusern lagen auf den Fußböden bunte Flickenteppiche. In der kleinen Stube oder in der Kammer befanden sich Einzelbetten für die Ältesten, die Wiege und häufig auch Gerätschaften für die Flachsbearbeitung, das Spinnrad und Flechtwaren mit verschiedenen Nahrungsmitteln. Getreide wurde auf dem Dachboden aufbewahrt. Die Ausstattung der Häuser war abhängig vom Wohlstand der Besitzer. Das Haus selbst war multifunktional: außer der Wohnfunktion hatte es auch eine wirtschaftliche Funktion. Hier wurde das Futter für das Vieh bereitet, hier fand die Brut statt. In den Laubengängen wurde gewebt, es wurden kleinere Gerätschaften repariert, es wurden Netze hergestellt und geflickt, Butter bereitet, Tabak gemahlen, hier war schließlich auch der Platz für die Ruhe nach verrichteter Arbeit.

Die Anwesen der Bauern unterschieden sich bezüglich ihrer Größe, der Zahl und der Gestalt der einzelnen Gebäude. Das Anwesen eines reichen Bauern bestand aus einem Stall für Pferde, Schweine, Rinder und Schafe und aus einer Scheune. Die Gebäude bildeten mit dem Wohnhaus ein Viereck. Bei ärmeren Bauern war das Wohnhaus häufig mit einem kleinen Stall und der Scheune in einer Linie verbunden, manchmal stand die Scheune abseits. Wichtiger Bestandteil eines Bauernhofes war der Backofen, in dem das Brot gebacken wurde-, wegen Brandgefahr stand er meistens abseits. Ferner gehörte ein Keller für Kartoffeln, Rüben und Kohl zum Anwesen und auch ein mit Steinen oder Balken eingefaßter Brunnen mit Kran, später mit Winde und Kurbel. Auch Pumpen gab es seit altersher, doch sie waren aus Holz.

Zur Fortbewegung dienten Wagen, im Winter Schlitten. Es wurden aber auch verschiedene Zugkarren mit Kufen und Schubkarren verwendet. Reiche Bauern und der Landadel besaßen einen leichten offenen Wagen und verzierte Schlitten. Als Zugkraft dienten lange Zeit Ochsen und Kühe, gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird zunehmend das Pferd vorgespannt. Die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens führten zur Entwicklung des ländlichen Handwerks. Am meisten verbreitet waren das Böttcherhandwerk, das Tischlerhandwerk, Zimmerei und Töpferei, Schneiderei, das Schuster- und das Flechthandwerk. Mit der Holzbearbeitung sind die Anfänge der Holzschnitzkunst verbunden. Auf diesem Gebiet zeichnen sich die Kaschuben durch große Geschicklichkeit aus. In jedem Dorf, in zahlreichen Bauerngehöften standen Heiligenfiguren, besonders beliebt waren der Hl. Johannes Nepomuk und der Hl. Rochus. Die Figuren standen auf hölzernen, mit pflanzlichen Flachreliefs verzierten Säulen.

In der reichen Kultur des kaschubischen Volkes wurde der geistigen und sozialen Kultur ein hoher Wert beigemessen. Neben der Herausbildung zahlreicher Merkmale der materiellen Kultur ist das kaschubische Volk Träger einer reichen geistigen Kultur. Ihr größter Schatz ist die Sprache. Heute entwickelt sich in dieser Sprache, die über eine eigene Grammatik verfügt, das Schrifttum der Kaschuben.

Außer der Sprache entstand ebenfalls eine reiche volkstümliche Musikkunst. Aus der Vergangenheit haben sich viele Lieder und Begleitstrophen erhalten. Ihr Inhalt ist zumeist mit Hochzeitsbräuchen und mit dem Brauchtum in der Abfolge der Jahreszeiten verbunden. Es gab auch Lieder zur Preisung der Natur: für Bäume, Früchte, Vögel und andere Tiere, für Wälder, Seen und das Meer. Es gab satirische Lieder, in denen verschiedene Unarten verspottet wurden. Mit der musikalischen Kultur war der Tanz auf das engste verbunden. Es gab Hochzeitstänze, Tänze zu verschiedenen Formen von Zeremonien, Tänze, die mit bestimmten Berufen verbunden waren. Die Tänze waren sehr lebhaft, wie der berühmte „dzek“ oder auch der „trojak“, der „kujawiak“ und die Polka.

Im Bereich der geistigen Kultur finden sich auch verschiedene Formen des Volksglaubens, so auch an Naturkräfte (Sonne, Mond, Himmel). Die Phantasie des Volkes tritt hervor in Märchen und Sagen, Sprichwörtern, in Erzählungen von Hexen, von guten und bösen Geistern. Gegen letztere sollten magische Beschwörungen schützen und ihre Macht brechen. Trotz alledem ist bei den Kaschuben der katholische Glaube tief verankert, in den westlichen Regionen auch der evangelische.

In der Volksmedizin fanden viele Heilkräuter Verwendung. Ahornblätter, Huflattich, Birkenblätter, Heidelbeeren, Ouendel, Brennessel, Meerrettich, Lindenblüten, Königskerze, Kornblume, Johanniskraut, Heidekraut, Holunderbeeren, Wildrosen, Weißdorn und viele andere Kräuter wurden gesammelt und getrocknet. Kräuterweiber sammelten eigene „geheime“ Kräuter, zu denen z.B. Liebstöckel gehörte.

In den Anwesen des Kleinadels und der Großbauern entstand auch eine vielfältige soziale Kultur, die auf die übrige Landbevölkerung wirkte. Sie manifestierte sich insbesondere in der Wahrung von Traditionen in Verbindung mit verschiedenen Zeremonien bei Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod. Diesen Zeremonien hing oft noch viel Aberglaube an, so wurde beispielsweise einem Neugeborenen ein geweihtes Heiligenbild oder ein Medaillon unter das Kopfkissen gelegt; wenn das Neugeborene zur Taufe getragen wurde, legte man ihm eine Münze unter den Kopf. Die Hochzeitsbräuche waren mit der Rolle des Brautführers verknüpft und mit der Abfolge der verschiedenen Zeremonien; sie bestanden aus Begleitliedern, Tänzen und

Speisen. Mit dem Tod verband sich der Brauch einer sog. „leeren Nacht“, zu der ein besonderer Bitter einlud. Die vielfältigsten Inhalte der sozialen Kultur der Kaschuben waren mit den sog. „Jahreszeremonien“ verbunden.

Dieser Zweig der Kultur war aufs engste verknüpft mit der dörflichen Solidarität. Sie kam u.a. dann zum Ausdruck, wenn einem Dorfbewohner ein Unglück zugestoßen war, z.B. durch Feuersbrunst, Mißernte, Tod des Bauern. Sie äußerte sich in der Hilfe beim Ausheben von Brunnen, beim Torfstechen oder beim Hausbau. Interessant ist auch eine Form der Nachrichtenverbreitung durch den Dorfschulzen, der sich dazu eines „kleka“ oder „kluka“ genannten dicken Holzstockes bediente, der oben mit einer Schnitzerei in Form eines Widderkopfes abgeschlossen war. In den Spalt des Maules wurde ein Zettel mit der Nachricht gesteckt und der Stock wurde im ganzen Dorf herumgereicht. Der große Reichtum an geistiger und sozialer Kultur ließ die Kaschuben siegreich zahlreiche Stürme überdauern, die oftmals ihre ethnische Besonderheit bedrohten, sie aber nicht zu vernichten vermochten.

Bereitgestellt durch:

Studienstelle Ostdeutsche Genealogie

(insbes. Pommern und Pommerellen)

der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund

Leiter:

Klaus-Dieter Kreplin, zum Nordhang 5, D-58313 Herdecke

Tel. [49] (0)2330 - 974294

E-mail: SOGPKreplin@charly.ping.de

Auskunft Westpreußenkartei:

Hans-Jürgen Kappel, Am Bengst 11, D-59519 Mönnesee

E-mail: hjkappel@t-online.de

